



Erinnerungen an meine Soldatenzeit

von

Hermann Gmeiner

Jahrgang 1927

Bildstein, Dorf 251

Gedanken, Fakten.

Die Jugend wurde immer schon für eine Sache begeistert, von den Herrschenden irregeführt und für ihre Ziele und Vorhaben missbraucht, später sogar gezwungen.

Als der Kaiser 1914 den Krieg an Serbien erklärte huldigten die Jungmänner mit Hochrufen auf seine majestätischen Entscheidungen indem sie ihre Kopfbedeckungen in die Luft schleuderten: Für Gott, Kaiser und Vaterland.

Nur 20 Jahre später, 1934, als der damalige Bundeskanzler Engelbert Dollfuß in Wien ermordet wurde, fand in Bregenz am Kornmarktplatz eine Demonstration statt, zu der vom ganzen Land, auch von Bildstein, die Schüler mit Lastwagen dahin gebracht wurden. Vorher musste von allen noch ein Lied gelernt werden:

**Ihr Jungen schließt die Reihen gut,
ein Toter führt uns an.
Er gab für Österreich sein Blut,
ein wahrer Deutscher Mann.
Ihr Jungen steht bereit,
mit Dollfuß in die Neue Zeit.**

Nur vier Jahre später 1938 wurden die Jugendlichen mit anderen Melodien und Texten für andere Ideen begeistert: Ein Volk, Ein Reich, Ein Führer. Nun sangen die erst Zehnjährigen Jungen:

**Singend wollen wir marschieren, in die Neue Zeit.
Adolf Hitler soll uns führen, wir sind stets bereit.
Links und rechts und links und rechts,
schaut so manches Mädel aus dem Haus heraus,
wir,-wir,-wir-marschieren gerade aus.**

Wie schwer gerade die Jugend unter diesen Verführungen gelitten hat und erleiden musste: Für Führer, Volk und Vaterland, sei allen eine Mahnung.



2497. FotoHeim

Lehrerseminar Feldkirch

Feldkirch in den Jahren um 1940, als der Ardetzenberg noch nicht verbaut war. Oben ganz links hinten auf dem Bild, das ehemalige Exerzitienhaus, heute Landes-Krankenhaus (damals Unteroffiziers-Schule).

Erinnerungen an meine Soldatenzeit

Meine Soldatenzeit begann eigentlich schon sehr früh, wie es so manchem von unseren Jahrgängen erging, mit der sogenannten vormilitärischen Ausbildung im Sommer 1942. Da ich damals in der Lehrerbildungsanstalt in Feldkirch als Student im Internat und bei der Flieger H.J. war und eine Einwilligung der Eltern sowie die amtsärztliche Flugtauglichkeit vorlag habe ich im Rahmen d. NS- Fliegerkorps Gruppe 14 Hochland in der Zeit vom 04. Bis 15 August 1942 in Unterreitnau bei Lindau / Schönau mit dem SG 38 (Schulgleiter) die A- Prüfung nach 31 Flügen unter Leitung des Fluglehrers Kunze aus Dornbirn abgelegt. Begonnen wurde mit ganz kurzen Flügen, eher Hüpfen unter 10 Sekunden von der Erde abgehoben zu haben. Der Start erfolgte mit einem starken Gummiseil und für jeden Start eines Flugschülers mußte das Fluggerät händisch an den Startplatz zurückgebracht werden. Beim Start hielten vier Mann den Gleiter am Spornrad fest während zwei Mannschaften V- Förmig das Gummiseil, welches am Bug eingehängt war, spannten. Der Gleiter wurde auf Kommando losgelassen und startete ähnlich einer Steinschleuder, wobei der Pilot einen möglichst einwandfreiern Geradeausflug einzuhalten hatte. Fluglehrer Kunze hatte die Angewohnheit wie ein Storch meist nur auf einem Bein zu stehen. Der Hang war so beschaffen, daß er von zwei Bodenwellen quer zum Hang verlaufend, getrennt war. Die ersten Starts erfolgten von der ersten Bodenwelle, später von der Zweiten und schließlich von ganz oben. Von dort oben erreichte man eine Flugzeit von ganzen 32 Sekunden. Der Landeplatz war ein Streuefeld auf der Ebene. Da der Pilot den Gleiter nicht verlassen durfte passierte es mir einmal, daß ich bei einem Wespennest zum Stillstand kam und von einigen Biestern verstoßen wurde ehe die Mannschaft kam um mich abzuholen.

Einquartiert waren wir in der Pension Schönau als Vollpensionäre mit drei Mahlzeiten. Während dem Flugbetrieb mußte die am unteren Hang verlaufende Straße von zwei Posten abgesichert werden. Einmal kam Hans Fitz (Dessers) zum Fluglehrer, daß die alleinstehende Frau bei der Arbeit im Garten umgefallen sei. Daraufhin sagte der Fluglehre der hier Bescheid: wußte: Nimm sie auf und lege sie im Haus auf den Diwan, die kommt schon wieder zu sich. Sie war eine Epileptikerin. Ein angeblicher Stuka Pilot durfte auch einmal einen -Start machen. Dabei ist er vom Start weg so stark nach links ausgeschert, daß er uns den Gleiter beinahe zu Bruch geflogen hätte. Gelandet ist er an einem Hopfengarten, nachdem er den Bäumen eines kleinen Wäldchens gerade noch durch eine riskante Linkskurve ausweichen konnte.

Parallel zum praktischen Fliegen wurde ich mit meinen Klassenkameraden mit der Ausbildung zum Funker in einem Kurs geschult, als Ersatz für eine Modellbautätigkeit. Dazu wurde ein Funkraum für etwa 20 Schüler eingerichtet. Jeder Teilnehmer konnte vom Kursleiter einzeln geprüft und abgefragt, werden, ob er auch den gemeinsam abgehörten Text voll aufgenommen und verstanden habe.

Diese Ausbildung erstreckte bis ins Frühjahr 1944. Im Funkerlied wurde gesungen :-
---und alle Mädels hören mit di - da - di - dit di - da - di dit, im Klartext: ai-ai.

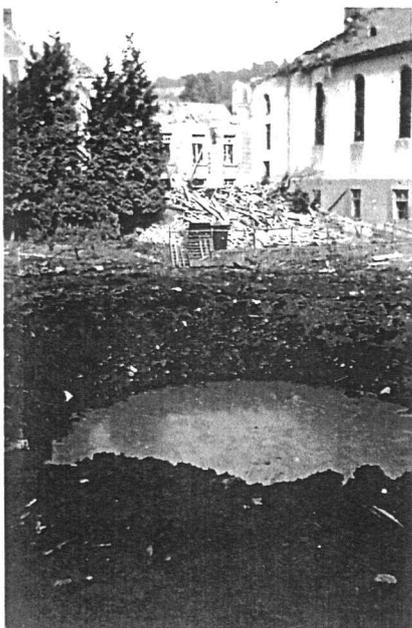
Am 26 Juli 1943 begann dann ein weiterer Flugkurs mit dem SG-38 Boot, eine verbesserte Version mit einer offenen Kabine. Fluglehrer war Mungenast aus Bregenz. Dazu habe ich 20 Flüge, davon fünf Prüfungsflüge absolviert und somit die B - Prüfung bestanden. Dieser Kurs fand in Gaißau an der Schweizergrenze statt. Unterkunft hatten wir in der dortigen Turnhalle und wurden vom Kloster drei x täglich köstlich verpflegt. Da gab es noch friedensmäßigen Riebel und Apfelmuß wie Daheim, unser Nationalgericht. Als Haustiere hielten wir uns Igel. Nur in der Nacht mußte man barfüßig aufpassen, daß man nicht auf diese Stachelknäuel stand. Nach dem Frühstück wurde zur Flaggenparade angetreten um dann singend zum Flugplatz zu marschieren. Jeder Flugschüler erhielt vor dem Start vom Fluglehrer genaue Anweisungen was er zu fliegen hatte. Mit Fähnchen wurde die Bereitschaft zum Start zur Motorwinde signalisiert, die dann Vollgas gab und Flugzeug und Pilot hochschleppte. Dann erhielt der Pilot wiederum von der Bodenmannschaft mit einer roten Fahne das Zeichen zum ausklinken des Schleppseiles. Da der Flugplatz direkt an den Bodensee anschloß wurde ein Stück über den See geflogen dann in zwei Etappen nach links oder rechts gewendet parallel zum Platz zurückgeflogen und wiederum in zweimal 90 Gradkehren zum landen eingeschwenkt, bei zirka 80 m Höhe die Maschine auf Fahrt gedrückt, zum bremsen die Landeklappen ausgefahren und möglichst weich und nahe am Startplatz die Maschine auf den Platz aufgesetzt. Das ging, mit Unterbrechung zum Mittagessen, so den ganzen Tag dahin. Wenn man Glück hatte und alles auch gut geklappt hat konnten höchstens zwei Starts von jedem Flugschüler pro Tag bewältigt werden. Um den Flugbetrieb auch etwas attraktiv zu gestalten konnte ein Teil der Flugschüler sich beim baden im See vergnügen. Nach der abgelaufenen Zeit mußte eine andere Gruppe abgelöst werden und den Dienst als Seilmannschaft, da mußte das Schleppseil ca. 1 km weit von der Motorwinde an den Startplatz zurückgeholt werden, oder als Flugzeuggruppe das Segelflugzeug mit dem Piloten zum Landeplatz zurückgeholt werden. Der Pilot mußte sich beim Fluglehrer vom Flug zurückmelden und erhielt von diesem gleich Mitteilung was eventuell falsch oder ein andermal besser gemacht werden sollte.

Die Teilnehmer der LBA waren immer auf der Bühnenseite in der Turnhalle untergebracht die anderen auf der Galerie. Es wurde immer auf peinlichste Ordnung und Sauberkeit geachtet und wer sich irgendwie vom Dienst drückte erlebte in der Nacht: „ Hainzelmännchens Wachparade“ „. Das war eine Tracht Prügel wegen Unkammerschaftlichkeit, das Hinterteil mit Schuhcreme poliert und anschließend eine kalte Dusche im Brunnentrog und ~~der~~ laufenden Wasserhahnen. Dabei wurde nicht zimperlich umgegangen. An ein schlafen nach solch einer Prozedur ^{konnte} nicht mehr gedacht werden und wenn der Fluglehrer noch etwas erfuhr gab es meistens noch eine zusätzliche Strafe. Nach Dienstschluss beobachteten ^{wir} den Bahnbetrieb im benachbarten Rheineck in der neutralen Schweiz, nur der Alte Rhein zwischen uns oder wir machten einen Besuch in den Gasthäusern Kreuz beziehungsweise Anker. Bei einem dieser Besuche passierte es einmal, daß ein paar allzuviel Most und

Schnaps tranken um den Durst zu löschen. Als dann der Fluglehrer, der auch die Erzieherpflichten zu erfüllen hatte, um 22.00 Uhr Zapfenstreich machen wollte, vielen ihm die vorlauten Burschen auf, sodaß er die Bühnenbelegschaft antreten ließ. Nach einer kurzen aber bestimmten Ansprache hieß es unter den zweistöckigen Betten durch zu roppen über die oberen Betten zurück zu kriechen und dabei die Alkoholleichen mit gemeinsamen Kräften mitzunehmen. Auf der einen Seite wurden sie hochgestemmt über die Zwischenräume weitergereicht und auf der anderen Seite so gut es eben ging wieder auf den Boden hinuntergelassen. Dabei ist halt dann und wann einer aus den helfenden Händen gerutscht und mitunter ziemlich unangenehm oder auch hart auf dem Holzboden aufgeschlagen. Unter den Betten war es dann etwas leichter. Da wurde gerollt und gerollt und die Wehwehchen vergingen automatisch bis die sechs Bettenreihen durchgearbeitet waren. Daß dabei noch herzlich gelacht wurde versteht sich von selbst. Tags darauf wurde von Seiten des Fluglehrers keine Bemerkung zum abendlichen Vorfall geäußert.

Am 1. Oktober 1943, wir hatten Singstunde mit Professor Brender und lernten nach den vorangegangenen Sprachübungen das Lied: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt in die weite Welt....., Auf dem Sportplatz hatte eine Mädchenklasse noch Leibeseziehung da war wie es in letzter Zeit der Fall war Luftwarnung und nach kürzester Zeit darauf Fliegeralarm, denn über das neutrale Liechtenstein flogen beinahe ein Dutzend Bomber ein und flogen der Schweizergrenze entlang Richtung Bodensee. Die Mädchenklasse suchte, nur in der leichten Sportbekleidung mit der Turnlehrerin Jauß ~~im~~ Flur vor dem als Luftschutzraum dienenden Duschaum, Schutz. Als bald kehrten die Bomber zurück und warfen im Anflug über dem Tostnerwald an die 50 Bomben ab. Das Reservelazarett, obwohl es als solches gut gekennzeichnet war erhielt einen Volltreffer mitten in das zentrale Stiegenhaus, die darunterliegende Wohnsiedlung und Einfamilienhäuser wurden schwerstens beschädigt und das Mädchenheim der LBA erhielt gleich zwei Volltreffer. In den Trümmern starben drei Lehrpersonen unter ihnen die Sportlehrerin, Heimleiterin, eine Professorin sowie 41 Mädchen. Insgesamt waren 144 beschädigte Objekte, 81 Verletzte und gesamt 167 Tote zu beklagen. 36 große Bombentrichter zeugten von der gewaltigen Sprengkraft. Das Knabeninternat hatte Glück im Unglück, denn eine Bombe schlug im Hof, nur etwa 15 Meter vor dem Luftschutzkellereingang ein. Der Explosionsdruck war im Keller gewaltig zu spüren. Für die älteren Jahrgänge ein Vorgeschmack was sie noch zu erwarten hatten.

Bereits vom 19. bis 29. Oktober 1943 wurde ich wieder nach Gaißau zur Teilnahme am Segelfluggkurs zur C-Prüfung auf der Grunau II Baby einberufen nach 21 Flügen, davon waren wiederum 5-Prüfungsflüge, war auch dieser Lehrgang erfolgreich Abgeschlossen. Fluglehrer war Probst aus Bregenz. Bei einem dieser Prüfungsflüge wäre mir beinahe ein Mißgeschick passiert. Nach der doppelten Wende über dem Bodensee hatte ich beim Rückflug guten Gegenwind, sodaß ich ganz wenig an Höhe verlor. Dadurch überflog ich das Wäldchen nach dem Hangar bis zum Alten Rhein und wendete mit einer Höhe von 120 Metern zum Landeanflug. Nun machte sich der Rückenwind im negativen Sinn bemerkbar und



**Die Bombe im Hof
hatte dem Knaben-
heim gegolten. Zum
Glück wurde sie zu
Früh ausgeklinkt.(im
Bild links der Krater).**

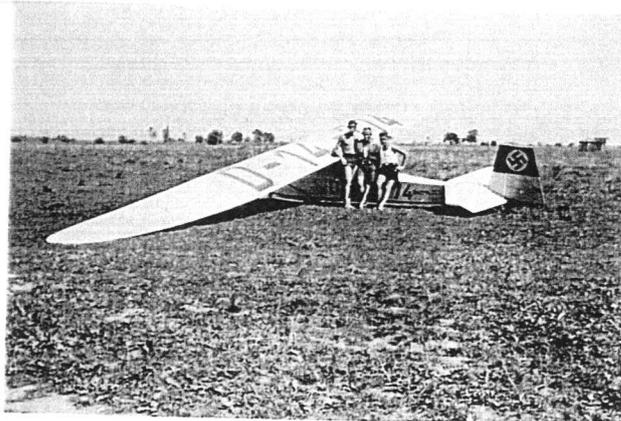




Bei der Flieger HJ in Feldkirch



C - Prüfungskandidaten 1943 in Gaißau



r

mit Fluglehrer Mungenast (Mitte)



Im Februar 1944 noch in der
LBA. Feldkirch



Im November 1944 in der
Bordschützenlehre in
Dharmel bei Gausig

ich verlor rapid an Höhe. Wie weiter ich in den Wald hineinflog um so näher rückten die höheren Tannenwipfel an meine Kabi-ne und mit aller Mühe konnte ich noch über das Hangardach den Startplatz erreichen. Die Flugzeit bei diesen Prüfungsflügen betrug so um die 2 Minuten und 40 Sekunden.

Auf Grund unserer vormilitärischen Ausbildung als Segelflieger und der zusätzlichen Ausbildung als Funker hatten wir gute Aussicht zum fliegenden Personal der Luftwaffe aufgenommen zu werden. Eine längere Ausbildungszeit und dadurch ein hinauszögern eines Fronteinsatzes wäre Vorprogramiert gewesen. Nur zwei Wochen später wurde ich mit anderen Kameraden der LBA zur Ausmusterung für anfangs November nach München einberufen. Nach ebenfalls erfolgreichem Abschluß in gesundheitlicher, körperlicher, geistiger und selbstverständlich auch sportlicher Hinsicht, sowie vorhergegangenen ärztlichem Befund und ~~vohergegangenen~~ Test's erhielten wir die Annahmescheine der Luftwaffe. Zur Feier dieses Ereignisses beschlossen wir noch 2 Tage in München zu bleiben, obwohl Bombardements mit Luftminen in München an der Tagesordnung und uns auch bekannt waren. So bezogen wir im Hotel „Freiburger Hof“, nächst dem Hauptbahnhof Doppelzimmer, wie die Großen. Abends gingen wir ins Kabarett beim „Deutschen Haus“, wo wir natürlich als 16-jährige fast aufgefallen sind, in Zivil, während an den anderen Tischen, mit wenigen Ausnahmen nur Soldaten mit ihren Frauen, oder aber in Mädchenbegleitung den Vorführungen der Artisten mehr oder weniger ungestört zusahen. Wir verhielten uns möglichst ruhig um nicht einen Rausschmiss zu provozieren. Auf dem Weg zum Hotel sind aus den ausgebombten Ruinen, von denen zum Teil nur noch die Fassaden standen, Steinbrocken und Ziegelreste vom Novemberwind auf die Gehsteige geblasen worden. In diesen damals fast menschenleeren Straßen hörte sich das wie in einer Geisterstadt an – gespenstig. In der Nähe unserer Absteige befand sich ein Soldatenkino -nonstopp- versteht sich, für die durchreisenden und auf einen Anschluß wartenden Soldaten. Da mussten wir auch hinein bis 2 Uhr Früh.. Zuvor hatten wir den Nachtportier über unser spätes „Heimkommen“ informiert. Das Frühstück wurde am Vormittag eingenommen. Es gab Kaffee und Kuchen, selbstverständlich auf Lebensmittelkarten, aber gut war er! Dann mussten wir noch die Stadt anschauen, es waren ja Sehenswürdigkeiten in München, der „Englische Garten“, das Rathaus, die Marienkirche, die Feldherrnhalle, das Deutsche Museum ect. Dann mussten wir wieder nach Feldkirch. Wir bekamen nun den Wehrpaß der uns von den damaligen Jugendgesetzen zum Teil befreite, vor allem dem Kinobesuch am Abend. Auch Jugenverbotsfilme durften besucht werden die ja sowieso, verglichen mit den heutigen harmlos waren, Voraussetzung, dass wir im Internat vom Dienst-habenden Erzieher die Erlaubnis dazu erhielten. Eine Raucherkarte wurde uns auch ausgehändigt.

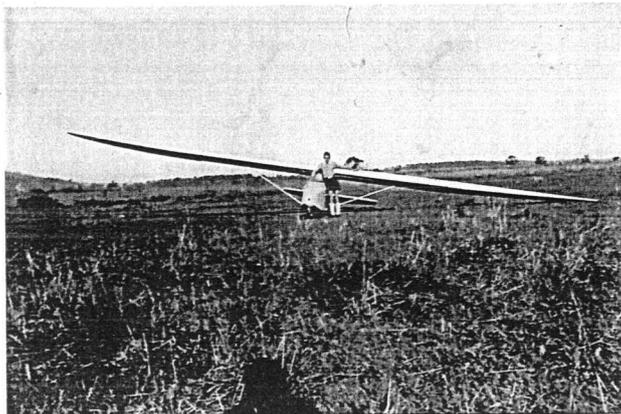
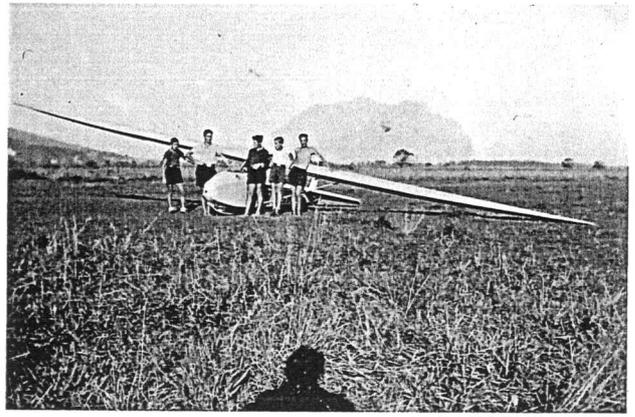
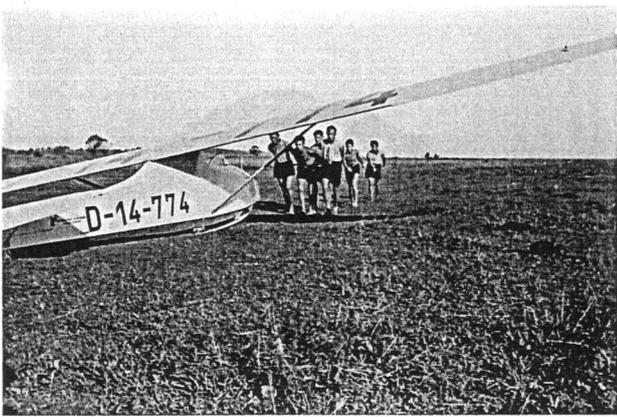
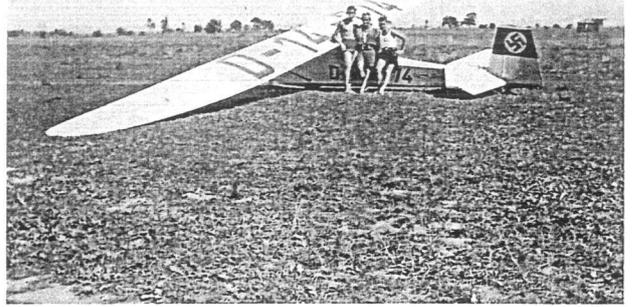
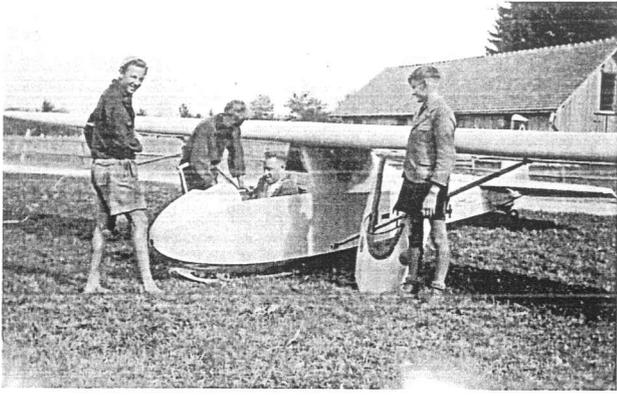
Im Jänner 1944 war dann in der Hauptschule Belruptstraße in Bregenz, unter Anderen, Musterung des Jahrganges 1927 von Bildstein, wo ich mich auch zu stellen hatte, allerdings nur formal. Nachdem uns von Nachbarn und Bekannten auf dem Weg dorthin zu viel an Most und Schnaps angeboten wurde mussten wir bis

fast zuletzt warten. Fünf Bildsteiner mit einem viel zu hohen Alkoholspiegel waren auch der Musterungskommission ein zu starkes Stück. Von den angetretenen fünf Jahrgängern waren nur drei tauglich: Oskar, Walter und meine Wenigkeit. Untauglich waren vorläufig Johann und Siegfried die jedoch später doch noch tauglich wurden und auch einrücken mußten. Unsere Musterung wurde von Donnerstag bis Sonntag gefeiert. Am Sonntag ging man natürlich geschmückt und geschlossen zum Kirchenbesuch. Das war selbstverständlich. Anschließend gab es noch einen verlängerten Frühschoppen in allen Gasthäusern.

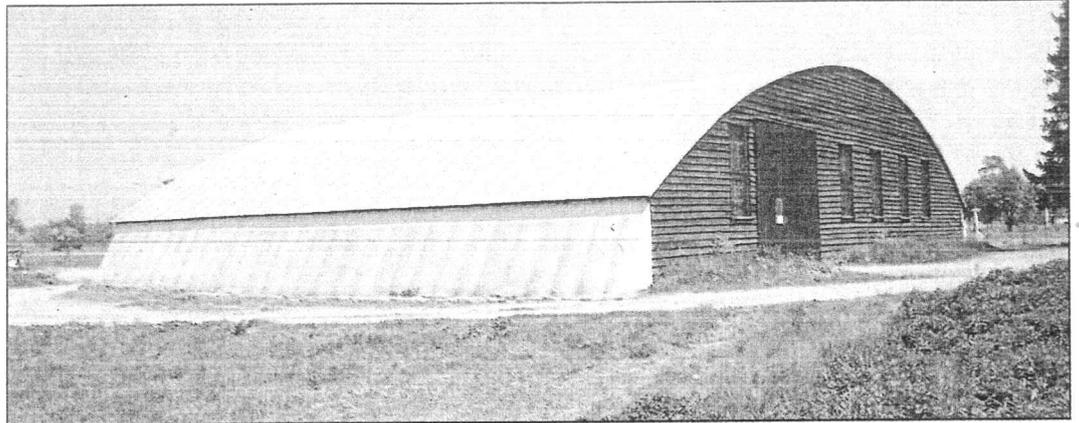
In dieser Zeit erhielten wir den Schwerkriegsgeschädigten, versehrten Lehrer Max Danko, ein Tiroler mit Herz und Sinn als Heimleiter und Erzieher in das Internat. Nachdem bereits anfangs Februar der Jahrgang 1926 eingezogen wurde siedelten wir in der Mansarde in die freigewordenen Einzelzimmer um. In der Klasse hatten wir auch zwei Liechtensteiner Studenten die uns gelegentlich dem Einen oder Anderen ein Päckchen Zigarettentabak der Marke Zemba mitbrachten. An den Abenden saßen wir des öfteren um die Waschanlage zusammen und Max war gerne in unserer Runde. Weil er wußte, daß es bei uns etwas zu rauchen gab frag er hintenherum: „na was spricht man in Raucherkreisen?“ Wir wußten wo es hinausging und so wurde die Gegenfrage gestellt: „möchtest eine wuzeln?“ Während ihm schon Tabak und Zigarettenpapier angeboten wurde. Selbstverständlich war das nicht ganz umsonst, denn dafür eroberten wir uns immer einen Kinobesuch in der Stadt oder eine Einwilligung dazu, auch wenn sie telefonisch aus der Stadt beantragt wurde. Max hat stets eingewilligt, denn er wußte was uns bald bevorstehen wird. Wenn Professor Howorka, ein Musikprofessor aus Rankweil Dienst hatte, wurde in das Bett ein Stuhl unter die Decke gesteckt, das Kissen vernudelt und das Fenster verdunkelt wie es in jener Zeit Vorschrift war. Bei der Zimmerkontrolle hat er immer nur geschaut, ob etwas im Bett ist, nicht wer oder was. Licht hat er nie angemacht. Aus- und Eingang war dann der Notausgang im Luftschutzkeller oder im Nebenraum, denn wir mußten ja damit rechnen, daß am frühen Abend auch einmal Fliegeralarm sein könnte. Dann mußten wir den Nebenraum als Schlüpfloch benutzen. In dieser Zeit waren auch die schweren Fliegerangriffe auf Friedrichshafen, so daß in Feldkirch die Türen von Detonationswellen der Luftminen zu geschlagen wurden.

Zum Schuljahresende 1944 flatterten dann die Einberufungen zum Reichsarbeitsdienst nach Saalfelden ins Haus. Mit allen internen und einigen externen Studenten des Jahrganges 1927, vor allem aus der dritten Klasse, rückte ^{ich} am 11. Juli ein. Dorthin wurden auch Wiener und Saarländer, ein großer Teil ebenfalls Studenten, aber auch Handwerker die gerade die drei jährige Lehrzeit hinter sich hatten. ^{einberufen} Dort lernten wir als ~~an~~ Anfänger und auch als Fortgeschrittene mit Spaten, Schaufel, Pickel und Schubkarren umzugehen, aber auch im Kehlbach, wie unser Lager hieß, Bergauf und Bergab zu roppen, scharf zu schießen sowie Schanzarbeit für MG-Stellungen und Schützenlöcher zu verrichten.

Ich muß noch einmal, ^{zurück} denn am 16. Juli mußte ich zu einer weiteren Ausmusterung mit der Bahn in das Luftwaffenzentrum nach Bad Blankenburg in



Beim Segelfliegerkurs in Gaißau, zur C-Prüfung, im Herbst 1943.

KENNEN SIE IHRE HEIMAT? *Auflösung*

Für Ortskundige war die Lösung unseres Heimaträtsels natürlich kein Problem.

(Foto: nw)

Die Flughalle im Rinnsal

■ Früher wurden in dem Bau mit dem Runddach Segelflieger ausgebildet.

Höchst (nw) Im Höchster Ortsgebiet Rinnsal, unweit der Straße nach Gaißau, steht die einstige Flughalle für Segelfliegerpiloten. Wie das Bundesdenkmalamt dazu ausführte, wurde das Gebäude in den Kriegsjahren 1941/42 vom nationalsozialistischen Fliegerkorps auf einem Flugfeld errichtet.

Als Vorstufe zur militärischen Heranbildung von Kampffliegerpiloten wurden

in diesem Gebiet Segelflieger ausgebildet. Segelflugzeuge wurden im Werk „Kittelberger“ in Höchst hergestellt.

„Nach 1945 befand sich die Halle im Eigentum der Republik Österreich, 1952 erwarb die Rheinwuhrkonzern Höchst-Fußach-Gaißau das Objekt, welche es als Sommerstall und Heulager nutzte“, heißt es weiter.

Bogenform

Ab 1973 wurde die Halle an einen Landwirt verpachtet, der das Gebäude für Maschinen und Heulagerung nutzte.

Die Halle hat einen rechteckigen Grundriss und

besteht aus einer Holzkonstruktion mit bogenförmigen Holzfachwerkbändern. In den Drittelpunkten halten einfache Holzstützen das Gebilde.

Große Schiebetore

Die Holzbänder lagern seitlich jeweils auf einem Betonsockel mit vertikaler Innenfläche und schräg verlaufender Außenfläche. Das Dach besteht aus Blechbahnen auf einer Holzschalung.

Die nördliche Giebelwand zeigt großflächige Schiebetore, die auf geschmiedeten Rollen laufen. Die südliche Wand hat fünf Fenster und ein zweiflügeliges Tor.

Bericht eines Augenzeugen

Im Juni 1944 war ein Bombenflugzeug der US Air Force (Typ „Liberator“, auch „Fliegende Festung“ genannt) auf dem Flugfeld bei der Flughalle notgelandet. Die Maschine wurde im Raum Innsbruck von der Fliegerab-

wehr getroffen. Die Piloten versuchten, sich in die Schweiz zu retten. Sie orteten den neuen Rhein (Fußacher Rheindurchstich) als Staatsgrenze und glaubten sich vermutlich bereits in der Schweiz. Dies stellte sich als fataler Irrtum heraus. Zum Flugplatz Altenrhein wäre es nur noch ein „Sprung“ gewesen. Die Besatzung wurde gefan-

gen genommen und vor zahlreichen Schaulustigen durch den Ort Höchst zur Kommandantur geführt. Die Enttäuschung war den Männern ins Gesicht geschrieben.

Das Riesenflugzeug zog natürlich Massen von Bewunderern an. Die anfänglich mangelhafte Bewachung ermöglichte einigen „Mutigen“ Gegenstände, darunter auch Munition, aus dem Flugzeug als Souvenirs zur entwenden und sogar Benzin aus den Tanks zu „saugen“! Das Flugzeug wurde nach längerer Zeit wieder so weit flott gemacht, dass ein Start im folgenden Winter bei gefrorenem Boden möglich wurde.



Ein aufsehenerregendes Ereignis – die Notlandung des US-Kampfflugzeugs.

(Foto: Humpeler)

Diesen interessanten Augenzeugenbericht hat uns Otto Humpeler (Jg. 1925) aus Höchst zukommen lassen. Herzlichen Dank dafür.

Thüringen fahren. Für die Reisetage erhielt ich von der RAD-Abteilung Marschverpflegung. Also fuhr ich von Saalfelden nach Salzburg. Dort hatte ich Anschluß an den Schnellzug Klagenfurt - Berlin, der aber so überfüllt war, daß ich gerade noch einen Stehplatz ergattern konnte. So stand ich bis nach Mitternacht im Gang. Dann bekam ich endlich einen Sitzplatz der mir zum Verhängnis wurde, denn statt in Plauen um vier Uhr Früh umzusteigen habe ich mich bis halb acht Uhr verpennt und befand mich kurz vor Halle an der Saale. Jetzt mußte ich mich um die Beste und Schnellste Verbindung nach Erfurt erkundigen, denn so rosig waren die Verbindungen auch nicht immer und um 17.Uhr war der Meldetermin in Bad Blankenburg. Dieser mußte eingehalten werden um nicht gleich unangenehm aufzufallen. So bin ich mit verschiedenen Unterbrechungen tatsächlich Zeitgerecht in Erfurt angekommen. Als ich in den Lokalzug nach Rudolstadt eingestiegen war trat auch ein Angehöriger der Heimatflak aus dem Raum Mainz zu. Er kam auf mich zu und fragte mich, ob ich auch nach Bad Blankenburg einberufen sei, was ich auch bejate. Dann sagte er: Dann gehen wir zusammen. Er war ein wirklich netter Kumpel in diesen drei Tagen die wir immer zusammen waren. Beim sportlichen Test waren wir zwei als einzige mehr als sechzig mal über eine 2 m hohe Holzwand gestiegen mit Aufstützung und jedesmal mitzählen, nachdem die körperlich großen zum Teil schon nach 12 und 15 maligem übersteigen aufgeben mußten weil sie einfach die Kraft nicht mehr hatten und nicht mehr konnten. Wir haben uns nach diesen Tagen verabschiedet und getrennt ohne den anderen nach Familienname noch Adresse gefragt zu haben - leider -. Er ist dann zu seiner Einheit, der Heimatflak eingerückt und ich über Rudolstadt - Nürnberg - Augsburg - München, in der Annahme und Hoffnung eventuell einen Anschluß nach Bregenz zu erreichen, was allerdings mißlang. So mußte ich um 10 Uhr abends nach Salzburg und von dort wieder nach Saalfelden fahren und mich zurückmelden. Von der Marschverpflegung ist mir in der sommerlichen Hitze ein kleiner Laib Brot zu Stein vertrocknet. Um ihn nicht in der Abteilung wegwerfen zu müssen habe ich ihn in einen kleinen Kanal geworfen und ihm nachgesehen wie er im gemächlich dahinfließenden Wasser davonschwamm. Acht Wochen später wär ich an diesem Brot froh und glücklich gewesen auch wenn es hart gewesen wäre.

In den heißen Juli - und Augustwochen gingen über das Steinerne Meer schwere Gewitter nieder, sodaß das RAD Lager immer wieder alarmiert und zu Hilfe gebeten wurde. So mußten wir zu jeder Zeit zu Katastrofeneinsätzen ausrücken um zu helfen, denn das Wasser fraß sich metertief durch die Bergwäsen, unterspülte Gebäude, Geröll mußte entfernt werden, Wildbäche in die ursprünglichen Gerinne zurückgeführt werden. Einmal passierte es, daß wir wieder einmal ausrücken mußten. Wir marschierten mitten in der Nacht von Kehlbach direkt weg gleich über Wiesen, überquerten einen Kanal und waren bald in der Stadt. Der Himmel goß in Strömen. Trotz der Zeltplane als Regenschutz rieselte das Naß den Rücken hinunter. Als wir die Stadt durchquert hatten wurden wir angehalten und wieder zurückgeschickt, da das Militär schon im Einsatz war. So gingen wir den gleichen Weg zurück. Als wir wieder auf das freie Gelände vor Kehlbach kamen stand alles unter



Das Luftwaffen – Zentrum in Bad Blankenburg/ Thüringen



Aufnahmen von 1993

Wasser. Um nicht einen großen Umweg machen zu müssen gab es nur eine Möglichkeit - durch ! Anfänglich hatten wir Mühe die Stiefel in das knietiefe Schlammwasser zu drücken, doch das änderte sich schlagartig, denn das Wasser wurde so tief, daß wir bis zum Bauch im nassen Element standen. Mit schweren, vollgefüllten Stiefeln suchten wir in der Dunkelheit nur noch die Möglichkeit auf dem richtigen Weg zu bleiben. Hand in Hand überquerten wir nun nochmals den völlig überfluteten, schmalen Steg des Kanales. Dann sanken wir wieder hinein in das träge Naß und erreichten bald das Lager. Schnell konnten wir uns duschen, die Drilliche und Unterwäsche auswaschen und zum trocknen aufhängen. Dann sanken wir auf die Strohsäcke und hatten bis 10 Uhr dienstfrei. Neben diesen Einsätzen durfte auch der Schliff nicht zu kurz kommen. Aus irgend einem Grunde mußte die Abteilung antreten. Die Vormänner (Ausbildner beziehungsweise Gruppenführer) wurden herausgenommen und dann hieß es auf den unteren Apellplatz antreten ausrichten und wieder am oberen antreten, und laufend so fort. Da wir nur in der Sportbekleidung angetreten waren und uns dieses immer wieder antreten nicht ermüden konnte wurden wir auf die Stuben geschickt und in fünf Minuten mußte wieder angetreten sein in kompletter Winteruniform. Jetzt hatten wir eine richtige Schwitzkur auszustehen, denn im Hochsommer war das nicht anders möglich. Zarah Leander sang in dieser Zeit des öfteren im Radio: „es geht alles vorüber, es geht alles vorbei und nach dem Dezember folgt wieder ein Mai.“ Das war auch unser Trost. Ausgang gab es nur Gruppenweise oder geschlossen. So auch an einem Sonntag Vormittag. Da war für alle Kinobesuch angesagt. Im Laufe der Vorführung bin ich eingeschlafen, denn den Film hatte ich schon einmal in Feldkirch gesehen und interessiert hat er mich auch nicht. Meine Klassenkameraden haben den „Bildster“ wie sie mich nannten nach dem Film einfach sitzen gelassen, indem sie sich möglichst leise davonschlichen. An irgend etwas bin ich aber dann doch aufgewacht und sah gerade noch wie die letzten paar den Ausgang verlassen wollten. Den Kollegen ist nicht geeglückt was sie im Schilde führten. Der Arbeitsmann Neu aus Saarbrücken stellte einmal einen Wiener auf die Mutprobe ob er sich wohl selbst verletzen könnte, um richtig zu bluten. Der Wiener war nämlich ein Aufschneider erster Güte. Selbstverständlich, sagte der Wiener und versuchte mit einer Rasierklinge die Haut so sachte wie möglich aufzukratzen, aber es kam kein Blut. Das war dem Saarländer zu dumm. Er nahm sein Taschenmesser, zog die Drillichhose hoch und fuhr mit der Klinge über das Schienbein. Dabei hat es nur so gekratzt ---krrrr krrrr---. Er hat wohl seinen Mut bewiesen. Drei tiefe Schnitte quer über das Schienbein waren die Folge. Dem Sanitäter gegenüber mußte er dann mit einer Notlüge glauben verschaffen: er sei beim durchrennen der Brombeerenhecke, gleich hinter der letzten Baracke, so verletzt worden.

Eines Tages wurden wir zum antreten auf den Apellplatz befohlen. Mit den Feldmeistern (Offiziere des RAD) kamen auch Offiziere der Waffen-SS und musterten die angetretene Mannschaft. Nach einer kurzen Ansprache erklärte der Ranghöchste SS-Offizier, daß die Waffen-SS die ganze Abteilung übernehmen werde, was allerdings von unserer Seite Protest auslöste, denn wir hatten ja

Annahmescheine für die Luftwaffe. Wir mußten vortreten. Dann meldeten sich andere mit Annahmescheinen für das Heer und die Marine. Auch diese konnten vortreten. Dann sagte der Offizier: und der Rest kommt zur SS.

Anfangs August ging das Gerücht eines Einsatzes im Osten in der Abteilung um. Es wurden Alarmübungen, Alarmpacken, Zeltaufbau für 4 und 8 Mann geübt ohne näheres zu erfahren. Schließlich wurde dann doch bekanntgegeben, daß wir am 18. August in die Beskiden in Südpolen zum Stellungsbau verlegt werden. Wir kauften deshalb in der Stadt noch ein, was es ohne Marken noch gab: Schuhcreme, Saccharin, Nähfaden und so weiter um eventuell Tauschmaterial zu haben. So wurden alle Vorbereitungen getroffen um uns am 18. August einzuwaggonieren. Vor der Abfahrt kamen noch zwei Saalfelder Mädchen, eine mit Gitarre, die andere mit Mandoline und sangen: Zum Abschied reich ich dir die Hände und sag ganz leis auf Wiedersehn..... und auf Wiedersehn, bleibt nicht zu lange fort..... dann rollte der Lastzug mit unserer Habe, Werkzeug, Küche und einem LKW und den 180 Mann der Abteilung über Wien-Deutsch Wagram-Mährisch Ostrau-Oderberg in Schlesien. Dort war gegen Mittag Fliegeralarm und wir standen auf den Geleisen des Bahnhofes zwischen Stahl- und Kohlebetrieben. Die Personenzüge wurden auf beiden Seiten hinausgefahren, doch wir blieben. Ein komisches hilfloses Gefühl kroch schon in uns hoch als die Bomber der US-Air Force über uns hinwegflogen. Zuhause hatte der Vater Namenstag (20.8). Dann ging es weiter über Biala-Bielitz, heute Bielko-Biala unter Dampf mit einer riesigen Schnellzuglokomotive. Am Abend gab es Alarm. Gefahren von Partisanen, durch die Wälder entlang der Bahnlinie. Doch unbehelligt erreichten wir am anderen Morgen Saybush, heute Ziwiec, bis 1918 die nördlichste österreichische Stadt. Am Nachmittag dann Ankunft in Mackow. Aussteigen, das Gepäck auf den Lastwagen verladen und abmarschieren nach Skawiza, unser Ziel. Dort wurde am Dorfrand eine Wiese belegt, die Zelte zu je vier Mann aufgeschlagen, die Küche in einem offenen Stadel versorgt und gleich die Wachen eingeteilt. 14 Doppelposten waren notwendig, denn wir waren in einem Partisanengebiet. Polnische, ukrainische und russische Partisanen beherrschten die umliegenden Wälder. In einem drei Stundentakt mußten die Wachen aufziehen von 9 bis 12 Uhr, von 12 bis 3 Uhr und von 3 Uhr bis zum Frühstück. Am ersten Tag war nach dem Frühstück Abmarsch zur Baustellenbesichtigung. Auf der Staubstraße ca. 2 km, dann rechts weg in ein kleines Seitentälchen. Dort stand nur ein Haus. Tags darauf begannen wir links und rechts mit einer regen Bautätigkeit an den Hängen. Polnische Bauern brachten auf einspännigen Panje-Fuhrwerken Stacheldrahtrollen. Italienische Gefangene der Batoglio-Armee wurden zum verteilen des Drahtes eingesetzt. Sie trugen brav die Rolle für Rolle über einen Graben, den steilen, linksseitigen Hang hinauf wie es angeordnet wurde. Niemand schätzte den Bedarf ab, so daß, als das Ende des Bauloses erreicht war weit mehr als 100 Rollen zuviel hinaufgetragen wurden. Die Italiener sollten diese nun auf die gegenüberliegende Seite bringen. Um es etwas leichter zu machen ließen sie die Rollen den Hang hinunter rollen, wo sie in einem wilden wirrwar im Graben landeten. Es waren zum Glück noch nicht allzuviele die auf diese Weise



Polnische Häuser in den Beskiden (1993)



Und im Raum Skawica neue Häuser und daneben ein altes Haus generalsaniert. Sie waren meist einstöckig, ebenerdig.

heruntergebracht wurden als der Bauführer dies sah und gleich mit massiven Drohungen diese Vorgangsweise einstellte. Da hieß es nichts anderes als die Rollen auf der einen Seite herunter und auf der entgegengesetzten Seite wieder hinauftragen. Wir wurden in verschiedene Arbeitsgruppen eingeteilt: zum Pfähle herrichten für den doppelt geführten Drahtverhau, die Pfähle einrammen, Draht befestigen, Schützen- und Verbindungsgräben ausheben, ausplanieren und zum Teil tarnen und die zweite Grabenanlage auswerfen und wie die erste Linie, vollenden. Dabei wurde durch Wiesen, Äcker, Felder und Wälder gearbeitet. Die Bauern durften nichts mehr aus ihren Äckern holen, weder das Korn mähen, die Kartoffeln ernten noch die Futtererbsen für das Vieh holen. Dadurch wurden nur noch unnötige Feinde für die später durchziehenden Soldaten geschaffen. Der geladene Karabiner mußte stets griffbereit sein um nicht plötzlich überrascht zu werden, die Partisanen waren ja überall und nirgends. Die Umstellung der Verpflegung, die harte Arbeit, zu wenig Ruhe, da noch jede zweite Nacht drei Stunden Wache geschoben werden mußte, (ugsüber Kaltverpflegung und das spärlich, der Kaffee in der Früh und das Abendessen roch nach Petroleum, das während dem Bahntransport in den Kochkessel ausgelaufen war und zu wenig zum trinken, Wasser aus einem Bach durfte wegen Typhusgefahr nicht getrunken werden, lösten eine erste Welle von Rurerkrankungen fast der ganzen Mannschaft aus, die von den Sanitätern mit Tabletten mehr oder weniger erfolgreich bekämpft werden konnte. Es gab nur wenige Kranke im Revier (Krankenstube). Die Arbeit mußte termingerecht fertig sein! Unsere Einkäufe in Saalfelden machten sich jetzt schon bezahlt. Für eine Schachtel Saccharin gab es eine Gans zum grillen und das Kleinere wurde für Jaika (Eier) eingetauscht als Zubeße zum Essen. Am Abend wurde nach der Arbeit schnell in der Skawica gebadet, oben und unten meist ohne und der Tagesschweiß entfernt. Dabei hatten wir manchmal Zaungäste, Kinder und hie und da überraschte Erwachsene. Nach dem Abendessen blieb mitunter etwas Zeit um an den umliegenden Hecken ein paar Brombeeren oder eine Handvoll Wachholderbeeren zu pflücken, um noch etwas Obst und damit Vitamine zu konsumieren. Ja Obst! Nach dem Umzug anfangs September vom Zeltlager in ein festes Gebäude, wo wir allerdings mit dem Ungeziefer Bekanntschaft gemacht haben, stand ich einmal den ganzen Nachmittag auf Posten in der Nähe eines Apfelbaumes. Ich glaubte sicher allein und unbeobachtet zu sein. Da nahm ich einen Apfel vom Boden auf und biß hinein. Da kam schon der Zugführer, Feldmeister Gerd und verordnete mir drei Tage Bau (Knast), aber erst abzusetzen wenn wir wieder in Saalfelden sind und die reguläre Dienstzeit abgelaufen war

Auf Wache hatte ich so meine Probleme mit meinem Wachekollegen Oswin Ender aus Mäder der es einfach nicht schaffte die drei Stunden munter zu bleiben. Immer wieder setzte er sich in eine dunkle, windstille Ecke an einem polnischen Häuschen und schlief mit dem Karabiner in der Hand. Was für einer Gefahr er sich damit aussetzte war ihm wohl gar nicht bewußt. Ich mußte nun noch zusätzlich zu meiner Aufgabe, vor allem dem Schutz der anderen Kameraden aufpassen, daß Oswin nicht von einer Wachkontrolle erwischt wurde. Unser Revier hatte es

sowieso in sich. Es befand sich am Rande der Siedlung in einer bäuerlichen Häusergruppe. Da war immer etwas los. Die Pferde schlugen mit den Hufen gegen die engen Kojen und das andere Vieh wurde dadurch auch immer unruhig. Banden waren auf Raubzug unterwegs und stahlen der Bevölkerung noch was sie fanden. In einer Vollmondnacht, sie war wunderbar klar und geradezu schön um auf Wache zu sein, hörten wir ein Geräusch -- trapp – trapp – trapp. Wir entsicherten unsere Karabiner und postierten uns, der eine links der andere rechts der Straße und erwarteten eigentlich ein Pferd, vielleicht mit einem Reiter aus dem nur etwa 300 Meter entfernten Partisanengebiet. Statt dessen flitzte ein ausgewachsener Feldhase, von jemandem aufgescheucht an uns vorbei, daß uns eine Gänsehaut über den Rücken lief. Jeden Mittwoch vernahmen wir um die Mitternachtszeit Flugzeuge über dem feindlichen Gebiet. Wenn es dann zu dämmern begann und langsam Tag wurde sah man noch da und dort weiße Fallschirme an den Tannen hängen die dann aber einer um den anderen verschwanden. Amerikaner belieferten die Partisanen mit dem nötigen Essen, Ausrüstung und Munition. Von unserer Seite wurde nichts unternommen um so eine Verpflegungsbombe oder gar einen Waffenbehälter zu erhaschen um von den Partisanen möglichst unbehelligt zu bleiben, was uns scheinbar auch geglückt ist. Nur einmal: unsere Verpflegung mußte per LKW in Kattowitz abgeholt werden. Auf dem Heimweg, wenige Kilometer vor dem Lager wurde der LKW gestoppt. Männer mit Maschinenpistolen im Anschlag zwangen den Fahrer und Beifahrer zum aussteigen während eine Gruppe Männer den Lastwagen entluden. Ohne etwas mitzubringen konnten sie weiterfahren und das Lager erreichen. Anderntags mußten sie allerdings wieder nach Kattowitz und eine neue Ladung holen, was ohne Zwischenfall gelang. Die polnische Bevölkerung lebte in ärmlichen Verhältnissen, aber in jedem Haus, es waren nur ebenerdige Häuschen, war in der besseren Stube, wenn man das so nennen kann, ein schöner Herrgottswinkel mit einer Marienstatue der schwarzen Madonna. Die jungen Familien hatten viele Kinder, die meist in den Ställen ihr Nachtlager hatten.

Statt nach drei Wochen Dauereinsatz einen halben Tag ausruhen, unsere Wäsche und Habseligkeiten in Ordnung bringen zu können, wie es die anderen drei Züge konnten, wurde der 4. Zug, den Grund dazu ist mir in Vergessenheit geraten, mit Gasmaske und Winterbekleidung von unserem lieben Zugführer geschliffen, sodaß der Schweiß in der Gasmaske stand. Unsere innerlichen stillen Wünsche an den Zugführer möchte ich lieber nicht erwähnen. In der zweiten Septemberhälfte brach die Rur erneut aus. Der Donnerbalken der Latrine wurde nachts meist nicht mehr erreicht, die Notdurft unterwegs verrichtet. Tagsüber waren wir ja in den Wäldern. Die Arbeitsleistungen sanken rapide ab. So wurden die schwereren Fälle, darunter war auch ich, nach Saybush ins Lazarett gebracht. Mit Schleimsuppe, Zwieback und Tabletten wurde ich mit sieben Kameraden der Abteilung auskuriert und wieder auf Vordermann gebracht. Das Gebäude war ein ehemaliges österreichisches Schloß das Erzherzog Karl 1853 erbauen ließ. Er dürfte Marineoffizier gewesen sein, denn im Stiegenhaus hingen Rettungsringe mit der Aufschrift der Schiffe SMS - Gorka und SMS - Sucha Gora. SMS heißt: Seiner



Das ehemalige Reservelazarett in Saybush wie es jetzt aussieht!



Der neue Schloßteil heute 1993 als Schule

Majestät Schiff. Der neuere Teil des Schlosses, um die Jahrhundertwende erbaut und ein schöner großer Park mit einem alten Baumbestand bildeten eine schöne Anlage. Erzherzog Karl hatte in Saybush auch eine Brauerei erbauen lassen und das Bier nach alten Rezepten gebraut. Heute noch erhält man bis in den Warschauer Raum Ziewitschbier aus dem alten Saybush, das in der Zeit der Monarchie die nördlichste österreichische Stadt war. Das alte Schloß ist heute eher eine Ruine während der neue Teil eine höhere Schule beherbergt. Dies nur nebenbei.

Am 1. Oktober wurden wir alle zusammen nach Völs bei Innsbruck entlassen. Auf der Fahrt nach Kattowitz wurde mein ehemaliger Wachkamerad erneut von Durchfall geplagt, so daß er bei jedem Halt des Lokalzuges nur noch schnell das nächste Waggonrad aussuchen konnte. Das polnische Zugpersonal konnte natürlich keine Rücksicht nehmen und ließ den Zug fahrplanmäßig abfahren und Oswin konnte nur noch mit der Hose in der Hand auf den abfahrenden Zug aufspringen. Der Zug war dermaßen überfüllt, daß wir nur im Bereich des Ausgangs verbleiben konnten. Durch dieses Mißgeschick hatten wir alsbald dicke Luft und ich schämte mich ehrlich vor den Zivilisten, die man eher als minderwertige polnische Bevölkerung, oder Polacken bezeichnete. Mit im Zuge waren noch eine größere Gruppe von Berliner Mädchen mit 10 bis 14 Jahren die von ihren Erlebnissen an Weihnachten 1943 anlässlich eines Bombenangriffes ^{erzählten.} Zum Löschen der Brände mußten sie in die Eimerkette stehen und die vollen Wasserkessel weiterreichen und was nicht geleert wurde gefror bis der Eimer zurückkam. In Oberschlesien waren sie auf Kinderlandverschickung. Von Kattowitz fuhren wir in einem wiederum völlig überfüllten Schnellzug durch die Tschechei, damals Protektorat, nach Wien. Die ersten Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten, vor allem Frauen und Kinder verließen zu dieser Zeit schon ihre Heimat, da die Russen schon verdammt nahe an den deutschen Siedlungen in Ostpreußen und an der Weichsel standen. In Wien verlängerten wir den Aufenthalt um 24 Stunden da auch ein Wiener bei uns war und noch schnell Zuhause vorbeischaun wollte. Im letzten Moment gingen wir an den Westbahnhof und standen wiederum vor einem überfüllten Zug, in welchen niemand mehr zusteigen durfte. Vom Bahnhofs - Offizier ließen wir das bestätigen und verschwanden für die nächsten 24 Stunden. Anderntags fuhren wir dann nach Innsbruck und übernachteten in einem Soldatenheim in welchem auch eine SS - Kompanie die Nacht verbrachte. Zu dieser Zeit hatten wir anscheinend noch keine Eile um in unsere Abteilung zurückzukommen. Das änderte sich aber schlagartig bereits am nächsten Tag.

Als wir nämlich in Völs in der Früh eintrafen wurden wir gleich zur Arbeit eingeteilt : Türken brätschala (vom Mais die Deckblätter entfernen und immer 2 Kolben miteinander mit den inneren Blättern verknüpfen, so daß sie aufgehängt werden konnten). Mit allen Mitteln versuchten wir jetzt so schnell wie möglich nach Saalfelden zurückzugelangen. Nur durch unsere hartnäckigen Bemühungen, die sicher lästig waren - jede halbe Stunde ging ein anderer in die Schreibstube und erkundigte sich ganz höflich, ob denn unsere Marschbefehle immer noch nicht fertig wären - erreichten wir am späten Nachmittag, die Rückfahrt. Zu unserem Leidwesen

oder auch Freude trafen wir noch einige unserer entlassenen Kameraden wie sie in Richtung Vorarlberg abfuhr. Auch in Saalfelden wurde von allen Seiten versucht uns so lange wie nur irgendwie möglich zurückzuhalten. Der Zahlmeister hatte nur großes Geld um unseren geringen Sold auszubezahlen, die Leute der Bekleidungskammer und die Verpflegungsstelle hatten ihre Ausreden bis zufällig unser Oberstfeldmeister seine Ordonanz, ein Bregenzer bei uns entdeckte und dieser unser Leid klagte. Da kam das Machtwort aus berufenem Munde: „ihr müßt nur die amtsärztliche Bestätigung bringen, daß ihr gesund seid, dann könnt ihr gehen.“ Auf kürzestem Weg waren wir in der Ordination dieses wichtigen Mannes der uns die notwendige Bestätigung aushändigte. Untersuchung gab es keine. Er wollte nur wissen ob wir gesund sind was jeder schnellstens bejate. Interessanterweise hatten jetzt die Schreibstubenhengste keine Ausreden mehr. Wir bekamen unseren Sold und die Zivilkleider und fuhrten mit dem nächsten Schnellzug, kurz vor Mitternacht in Richtung Vorarlberg ab. Noch einmal hatten wir Glück, denn bei der Ausfahrt aus Örgl fuhr der D-Zug bei dichtem Nebel auf einen dort abgestellten Munitionszug auf. Die Munition ist zum Glück nicht explodiert so, daß nur Sachschaden und einige Stunden Verspätung entstanden sind. Am Abend war ich dann Zuhause am Samstag nach dem Rosenkranzsonntag der, in Bildstein seit fast einem halben Jahrhundert der Krönungssonntag beziehungsweise „die Krönung“ ist.

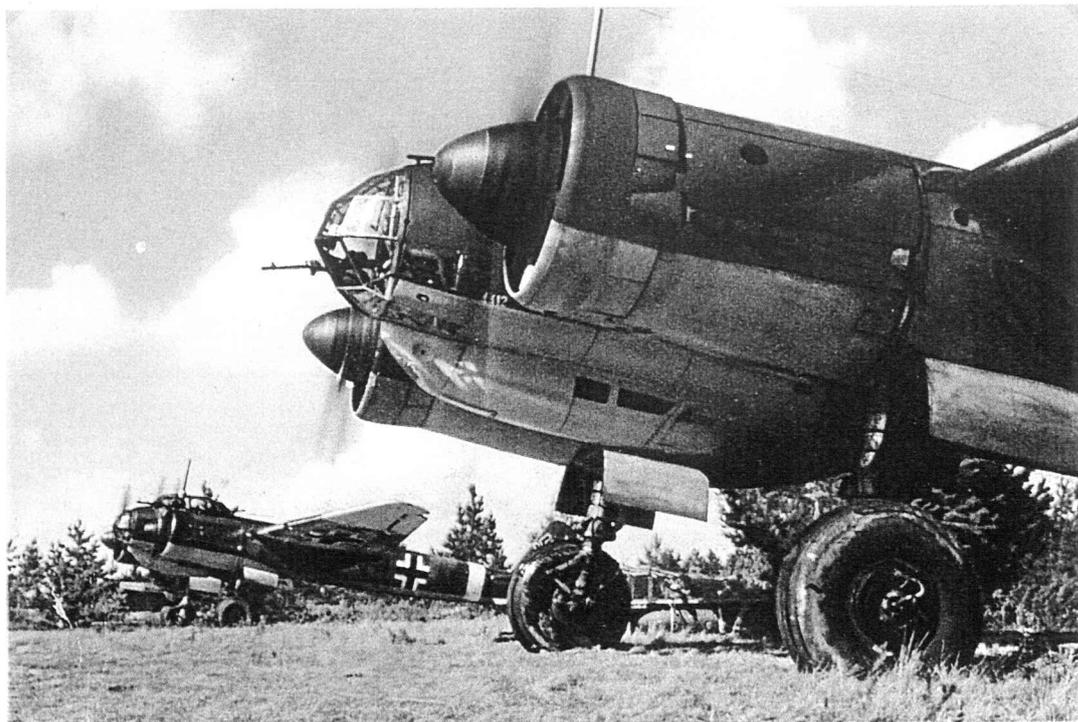
Nach meiner Meldung beim Wehrbezirkskommando in Bregenz erhielt ich gleich wieder eine Einberufung nach Füßen im Allgäu in die Reichssegelflugschule Schwangau vom 11. Bis 20. Oktober. Dadurch ermöglichte es mir den Abschluß meiner fliegerischen Ausbildung mit Eignungsprüfung nachdem ich dort auch die Gelegenheit hatte den 2 - sitzigen Kranich zu fliegen. Bei diesen Starts war ein fast blinder Jagdflieger und Ritterkreuzträger mein Co - Pilot. Er hatte 35 Feindabschüsse von denen er 12 mit nur einem Auge abschob, da ihm das andere zuvor herausgeschossen wurde. In der Fliegerei gibt es auch Pannen. So habe ich auch einmal den zu fliegenden Auftrag vom Fluglehrer am Start erhalten. Die Motorwinde zog den Segler mit mir hoch und ich saß ganz lässig im Cockpit. In Gedanken war ich wahrscheinlich ganz anderswo. Auf alle Fälle stellte ich fest, daß ich nach halber Schleppstrecke ~~fest, daß ich~~ eine ganz andere Höhe schon erreicht hatte wie gewöhnlich. Als ich die Maschine ausklinkte zeigte der Höhenmesser über 300 Meter an. Auf Grund dieser enormen Höhe war es mir möglich weit nach Füßen hinein zu fliegen und dann sicher zu landen. Meine Mitschüler kamen zur Maschine und waren ganz aufgeregt und sagten: „sofort zum Fluglehrer!“ Für den Flugschüler war aber Gebot die Maschine nicht zu verlassen und sich mit derselben am Start zurückzumelden. Das habe ich auch so gemacht. Am Startplatz wurde ich dann gleich mit Flugverbot belegt. Warum wohl? Das erfuhr ich tags darauf beim Theorie - Unterricht. Ich hatte mich allzusehr an das Seil gehängt und mich und den Segler in Absturzgefahr gebracht, da eine automatische Vorrichtung mich beim Steigflug vom Zugseil hätte abhängen können. Zum Glück gab ich dem Seil während der Steigphase nicht die Möglichkeit zu pendeln. Ich habe mich aber schon damals nicht so ohne weiteres abhängen lassen, denn nach eineinhalb Tagen

bin ich wieder geflogen, aber zu einem Testflug bei Windgeschwindigkeit von 60 bis 80 Stundenkilometern. Am Vortag konnte deswegen überhaupt nicht geflogen werden. So hat mich der Fluglehrer zum Start gerufen und beauftragt zu erkunden ob denn überhaupt noch geflogen werden könne. Die Windgeschwindigkeit war unterschiedlich stark und böig. In Anbetracht, daß wir am Ende des Kurses angelangt waren war jedem zuzumuten mit solchen Wetterverhältnissen fertig zu werden. Warum er mich dazu auserwählt hatte weiß ich nicht. Ich habe mir dann noch eine Netz - oder Bindehautentzündung zugezogen was sich nur am künstlichen Licht lästig bemerkbar machte. Für die insgesamt 18 Flüge zeichnete der Fluglehrer Färber. Mit mir war auch ein Bregenzer Gymnasiast - Ekkehard Ratz von dem ich später noch einmal berichten werde.

Kaum zu Hause angekommen lag die Einberufung in die Bordschützenschule Rhamel / Gotenhafen bei Danzig vor. Anreisetag war der 5. November 1944 , 17 Uhr. Nachdem ich mich von Mutter, Geschwistern und ein paar Nachbarn verabschiedet hatte fuhr ich am 4. November um halb acht Uhr Früh von Schwarzach ab, nachdem ich mich von Vater und der Frau Ludwig sen., die zu der Zeit in Bildstein auf der Krone ein paar Tage auf Erholung war, ebenfalls verabschiedet hatte. Sie hatten mich noch zum Bahnhof begleitet. So fuhr ich mit der Reichsbahn über Bregenz - München - Augsburg, das in der Vornacht noch einen schweren Fliegerangriff erlebte und noch viele Häuser in den Siedlungen außerhalb des Hauptbahnhofes brannten, Nürnberg - Weißenfels - Frankfurt/ Oder - Dirschau Danzig - Zoppot waren die nächsten größeren Städte auf der fast zwei - tägigen Fahrt und ich war pünktlich um 17 Uhr, wie immer in der Kaserne in Rhamel. In einer 6 - bettigen Stube mit Kachelofen, normalerweise nur für Unteroffiziere vorgesehen, waren zwei Duisburger, ein Sachse, ein Schlesier und nun noch ein Vorarlberger. Und zu meiner Überraschung stieg am anderen Morgen Eckehard Ratz aus dem Bett über mir. Somit war die Belegschaft vollzählig und aus den verschiedensten Gebieten des Reiches, von West - Süd - und - Ost. Eckehard war über Berlin eingereist und kam erst später. Seine Ankunft hatte ich gar nicht bemerkt, denn die vorangegangene Nacht hatte ich kaum geschlafen und war übermüdet. Nach dem einkleiden, Waffen - fassen, fotografieren und so weiter wurden wir vorerst zu verschiedenen Arbeiten herangezogen, unter anderen zum Reisig holen für die Schmückung des Speisesaales, denn der 9. November war Staatsfeiertag und Gedenktag des Marsches zur Feldherrnhalle in München 1923, bei welchem die „neue Bewegung“ die ersten Toten zu beklagen hatte. Der begleitende Unteroffizier ließ uns im Walde, bevor wir mit der Arbeit, begannen, im Kreis aufstellen und wollte, daß wir noch ein Lied anstimmen sollten. Uns war nicht zu Mute. Zum ersten kannte ja kaum einer den anderen und eisiger Wind blies von der Ostsee in die Dünenwälder herein. So schnappte er sich zwei X - Beliebige aus der Runde. Nachdem sich die zwei ebenfalls auf kein Lied einigen konnten, sprach der Unteroffizier einen Text vor, den diese zwei singen sollten. Ein auch mir unbekanntes Lied. Da trat Eckehard in die Mitte, salutierte und bat den Unteroffizier austreten zu dürfen. Skeptisch besah er sich den Rekruten und fragte

ihn ob er denn Angst habe singen zu müssen. Nein Herr Unteroffizier, sagte Eckhard, ich habe Durchfall. Daraufhin befahl der Unteroffizier: dann scheißen sie uns was vor. Damit hatte Eckehard nicht gerechnet, doch der Vorgesetzte beharrte darauf und wiederholte den Befehl. Eckehard machte eine Kehrtwende und führte den Befehl prompt aus. Damit war das Wunschsingens abgetan.

Unserer späterer Zugführer ein Feldwebel aus Niedersachsen war auch ein begeisterter Sänger. Wenn beim marschieren zum Dienst ein Lied angestimmt wurde klappte es nie. Die körperlich Großen in den vorderen Reihen machten lange Schritte und die kleineren zu denen auch ich gehörte konnten den Schritt nicht halten. Mit einem Haufen Neuer hätte zuerst das marschieren geübt werden sollen, dann muß auch das singen klappen. Drohend hatte er uns an einem Samstag zum Mittagessen abtreten lassen: wenn das singen am Nachmittag nicht klappt könnt ihr was erleben! Das singen hat nicht geklappt und wir haben etwas erlebt. Auf dem Feldflugplatz an dessen westlichem Rand eine Ju - 88 stand mußten wir im Laufschrift im Kreise um den Bomber rennen und dabei den Text: Klingelputzer ist mein Vater am Berliner Stadttheater, singen. Es war kein singen sondern nur noch ein Gegröle, denn jeder hatte seine eigene Melodie. Zwischendurch ließ er uns wieder antreten zu einem neuen Versuch, der aber wieder in einem Fiasko enden mußte. Diese Leute waren eben keine Pädagogen. Also mußte weiter im Kreise gerannt werden. Seine Wut steigerte sich je länger je mehr. Da fiel ihm etwas anderes ein. Nun mußten wir über einen am Flugplatzrand vorbei führenden Wassergraben springen, durch einen frisch umgepflügten Acker roppen und wenn alle drüben waren erfolgte ein Pfiff aus der Trillerpfeife und alles mußte auf die gleiche Weise wieder zurück. Das ging so lange gut, bis die ersten in das Wasser führende Gerinne stürzten. Der Graben war an der Sohle annähernd zwei Meter breit und nach oben ausladend. Am Anfang waren die vier Meter schon zu schaffen. Statt nun endlich aufzuhören rannten wir bis zum Dienstende im Laufschrift. Der folgende Sonntag war nun zur Reinigung der Uniform vorgesehen und von einem allgemeinen Muskelkater gekennzeichnet so, daß wir nicht mehr ins Kino gehen mochten. Statt dessen beschlossen wir den Sonntagnachmittag mit Witze erzählen zu verbringen. Wir waren ja aus ganz verschiedenen Gauen, so daß ein gehöriges Repertoire an Witzen zusammenkam. Jeder gab sein Bestes. Auf alle Fälle war der Nachmittag fast zu kurz und herzlich gelacht hatten wir auch noch dazu. Als Abwechslung im grauen Soldatenalltag hatten wir einmal an einem Wochenende eine Polizeikapelle zu Gast. Dazu wurde ein Hangar festlich geschmückt. Weil wir angeblich immer noch zu wenig schnell laufen konnten wurde uns der Film: Münchhausen zur Ansicht empfohlen in dem ein Schnellläufer von Wien bis Konstantinopel rannte, eine dicke Staubwolke hinter sich herziehend. Ende November wurden dann Wehrflieger untaugliche abgestellt. Da für den Transport zu wenige waren hatten wir uns in der Stube abgesprochen, daß wir freiwillig mitgehen werden. Da wir noch erfuhren, daß der Transport nach Oschatz in Sachsen gehe gingen wir alle mit. Nur mein Freund Eckehard wollte noch bleiben und zu einem späteren Zeitpunkt mit einem Transport nachkommen. Ich habe mir,



Ju 88 auf einem Feldflugplatz

**„Klingelputzer ist mein Vater am Berliner Stadttheater“
mußten wir im Laufschrift um den JU 88-Bomber singen.**



Jagdeinsitzer Messerschmitt Me 109

Der damals wohl beste Jäger, die gute Me 109

nach den Erfahrungen in Südpolen immer nur gedacht, wenn es irgendwie möglich ist sich von der Nähe der Ostfront abzusetzen. Leider ist Eckehard an Angina erkrankt und wurde in ein Lazarett eingeliefert. In Oschatz, eine bekannte Knochenmühle, wie sie im Fliegerjargon hieß, warteten wir vergebens auf meinen Freund. Nachdem die Russen ihre Winteroffensive am 13. Jänner starteten wurde er an die Ostfront in den Einsatz verlegt und ist dann, wie ich von seiner Mutter nach dem Kriege erfahren habe, im April in Polen gefallen.

Die erste Nacht fuhren wir über Zoppot, das Ostseebad der Prominenz und des Hochadels, sowie der Kaiserfamilie vor 1918, bis nach Dirschau südlich von Danzig und waren auf dem großen Verschiebebahnhof von früh am Morgen bis in den Nachmittag hinein auf einem Nebengeleise abgestellt. Diese Zeit hatten wir ausgenützt und ausspekuliert was alles transportiert wird. Dabei haben wir eine Kiste mit Bunkerkerzen unter landwirtschaftlichen Maschinen für die Ukraine, die schon längst verloren war, entdeckt und ausgeräumt. Im Viehwaggon war kein Licht und vor allem keine Heizmöglichkeit. So waren in den folgenden Nächten rund ein Dutzend Kerzen für Heizung und Beleuchtung aufgestellt. Zu unserem Glück wurden wir nicht erwischt, ein Eisenbahner war einmal schon in gefährlicher Nähe als wir auf dem Waggon waren, wir wären alle zusammen vor ein Kriegsgericht, mindestens aber in einer Strafkompagnie gelandet.

In Oschatz wurden wir in der ersten Nacht auf der in der Nähe gelegenen Hubertusburg einquartiert (Friede von Hubertusburg) und tags darauf in die Kellerräume der Luftwaffenkaserne - bis erst am darauffolgenden Tag die Stuben für uns frei wurden. Die ausgefaßte Verpflegung haben mir die Kameraden unter mein Kopfpolster gelegt, da ich nicht aufzuwecken war. Als ich dann nach fast 18 - stündigem Schlaf etwas essen wollte waren vom Brot nur noch die Rinden vorhanden, das andere hatten die Mäuse unter meinem Kopfe gefuttert. Beim 2. Ausbildungs Regiment OB der Luftwaffe, Flieger Ersatz Battalion IV Leipzig war dann hauptsächlich Geländedienst angesagt und keine Aussicht auf Einteilung zu einer Motor - Flug - Ausbildung. Dafür traf ich die LBA - Kollegen des Jahrganges 1926, Bildstein Hans aus Röthis, Hopfner Mainrad aus Alberschwende und Ziganek Anton aus Lustenau die voll in der Pilotenausbildung waren. Es war naß und kalt und das Gelände dementsprechend. Ganz am Anfang hatten wir die Erklärung des Karabiners im freien Gelände von einem Unteroffizier erklärt bekommen, was ja wirklich nicht notwendig gewesen wäre. Dann hat er zur Prüfung gefragt: und jetzt wo kommt die Kimm-Linie vor? Alle haben es natürlich gewußt aber gefragt wurde der Pirmasener Allendorf der stramm stand und sagte: „beim pissen Herr Unteroffizier!“ Der Spieß, ein Hauptfeldwebel aus Berlin, suchte sich Handwerker für verschiedene Arbeiten innerhalb der Kaserne. Da habe ich mich spontan gemeldet und mußte Spindschlösser in den Stuben reparieren. Das war ganz einfach. Ich bekam einen Karton voll mit Schlüsseln und mußte schauen ob einer paßte wo kein Schlüssel vorhanden war. Dazu noch ein paar Ersatzteile die zum auswechseln waren. Da ich dies scheinbar zur Zufriedenheit erledigt hatte ließ er mich, ich darf wohl sagen jeden Morgen vortreten und während die anderen ins Gelände abrückten

wurde ich dem Waffenmeister, dem Bekleidungskämmerer, oder dem Fourier in die Verpflegungskammer zugeteilt. Dort war Oberfeldwebel Berger, der Lufthansakapitän war und mir immer wieder etwas zugesteckt hatte, sei es ein Stück Brot, Wurst oder Kunsthonig. Er war ein sehr feiner Mensch der das Soldatsein sehr locker nahm.

In dieser Zeit flogen die Alliierten mit Verbänden von einigen Hundert Bombern, die von Jägern begleitet wurden am helllichten Tag ihre Angriffe gegen die Großstädte in Deutschland. Wenn die Pulks durchgeflogen waren, war der ganze Himmel von den Kondensstreifen vollkommen bedeckt, auch wenn vorher ein wolkenloser Winterhimmel war.

Für einen Unterhaltungsabend wurde einmal eine sehr gute Sängerin arrangiert die verschiedene Arien mit Klavierbegleitung vortrug. In den hinteren Reihen saßen Soldaten denen die Augen zufielen. Verständlich, wenn sie erst kurz vor dem Abendbrot aus dem Gelände in einen geheizten Raum kamen und ruhig sitzen sollten. Auf alle Fälle Grund genug für den Kompaniechef beim Morgenappell eine gehörige Rüge an die betreffenden anzubringen. Als Buße wurde ein 10 km Geländelauf auf hart gefrorenem und von Reif bedecktem Boden, alles barfußig, ausgetragen. Zuerst hatten wir selbstverständlicherweise eisig kalte Füße und jeder Schritt war eine Plage bis der Kreislauf in Schwung kam und warmes Blut in die Zehen pumpte. An einem Wochenende konnte ich beim Hauptfeldwebel Funke, unserem Spieß aus Berlin helfen für seine Kinder und die Frau die noch in Berlin waren die Weihnachtspakete zu machen. Er hatte zu mir doch sehr viel Vertrauen. So fein er als Privatmann war, wenn man das so bezeichnen kann, so sehr war er ein Schreihals. Im Unterricht hatte er stets einen Bund Schlüssel in der Hand und hämmerte und schrie, daß er am Ende der Woche kaum noch fähig war ein normales Wort zu sprechen. Privat nicht mehr zu erkennen. Von Zuhause kam einmal ein Weihnachtspaket an, aufgerissen und ohne einen süßen Inhalt. Ein paar Tage später hat mir Frau Lina Ludwig aus Garmisch - Partenkirchen, unsere Nachbarin und Besitzerin der Krone in Bildstein, ein Päckchen geschickt. Da war ein kleines Wegglein Schwarzbrot und eine kleine Binde Speck drin. Mit meinem Kameraden Martin, der Schlesier der nun schon seit Anfang immer bei mir war, dessen Mutter jetzt in Berlin lebte und wahrscheinlich keine Möglichkeit hatte seinem Sohn so etwas zukommen zu lassen, habe ich mich auf das oberste Bett in der Stube gesetzt und den Inhalt redlich geteilt.

Am 16. Dezember wurden wir wiederum abgestellt und zwar zum Fallschirmjäger Ersatzbattalion Stendal, nach Gardelegen, südwestlich von Berlin. Dort hatten wir auch am 18. Dezember die Weihnachtsfeier in einer Springerhalle bei einem halben Liter Punsch, drei Zigaretten und einer Zigarre pro Mann. Am Zweiten Weihnachtsfeiertag war ich zum Kartoffeln schälen eingeteilt. Da hatte ich Gelegenheit mit einem LKW in den Raum Magdeburg zu fahren und in einer Wehrmachtsbäckerei Brot zu holen. Bei einer Außentemperatur von minus 20 Grad beluden wir dort den LKW mit dem ofenwarmen Kastenbrot und freuten uns als wir noch unter der Plane zurückfahren durften. Gleich ergriffen wir ein Brot um es

unter uns dreien zu verteilen und zu verspeisen. Bis wir das zweite Brot nehmen wollten war es schon steif gefroren, und nicht mehr zum Verzehr tauglich. Im Lager angekommen, es war inzwischen 20 Uhr vorbei, erhielten wir vom Hauptfourier jeder eine Stange Wurst, ein Viertel Kilo Butter und ein Kastenbrot. Das hatte sich gelohnt. Die Zeit wurde mit Holz sammeln für die Barackenöfen verbracht, denn das ganze Lager waren nur Baracken in einem dichten Föhrenwald. Im Walde standen wir zusammen und sangen: Unrasiert und fern der Heimat--- gleich mehrstimmig--- fern der Heimat unrasiert. Schlußendlich wurden wir wiedereinmal ausgemustert, neu eingeteilt und am Silvesterabend in eine französische I.Klasse Garnitur, mit rotem Samt ausgestaffierte Abteils, einwaggoniert und zum Ersatz und Ausbildungs Regiment I(OB) nach Halberstadt am Harz verlegt.

Dort erhielten wir in der Person des Oberleutnant Pfefferkorn einen Chef für die überstarke Doppelkompanie von 180 Mann mit Verstand und Herz, ein Vater der für uns 17 und 18 - jährige Rekruten organisierte was nur in seiner Macht stand. Dies betraf vorwiegend die Verpflegung, Bekleidung, Ausrüstung und Ausbildung und den Dienst, der wohl hart aber konsequent war.

In Halberstadt hatten wir nach zwei Monaten Soldat sein den ersten Ausgang. Da wir bis dahin nicht vereidigt waren konnten wir nur mit dem Gruppenführer, ein etwa 35 - jähriger Feldwebel aus Ostdeutschland, das erstmal ausgehen. Der Kompaniechef hatte dies so angeordnet, denn wir besaßen keine Soldbücher und hätten uns auch nicht ausweisen können bei einer Kontrolle der Wehrmachtsstreifen. Man muß sich das vorstellen, daß wir von Danzig bis an den Harz unterwegs waren und praktisch namenlos bei irgendeinem Bombenangriff oder Tieffliegerbeschuß, der tödlich ausgehen hätte können, als Opfer nicht zu identifizieren gewesen wären. Deshalb wurden nun eiligst die Soldbücher ausgestellt und wir vereidigt. Dies wurde vor einem Hangar vollzogen und eine Musikkapelle spielte den Preußischen Präsentiermarsch dazu. Oberleutnant Pfefferkorn wußte, daß unsere Zeit in Halberstadt kurz bemessen war. Vor dem Dom war damals die Hauptverkehrsstraße und vor dem Cafe Westkamp war der Treffpunkt für das einrücken in die Kaserne mit der letzten Straßenbahn, denn ein überschreiten der Ausgehzeit war nicht erlaubt. Da halfen keine Ausreden. In diesem Zentrum der Stadt war immer was los. Da wurde promeniert und Soldaten der Garnison zogen mit der weiblichen Jugend Hand in Hand den Geschäften entlang. Mit meinem Vorarlberger Kameraden Holzmüller aus Dornbirn, der auch nach Danzig einberufen wurde und auf der Fahrt nach Oschatz in der Dunkelheit des Waggons einen Vortrag gehalten hat, natürlich Hochdeutsch und sich durch ein typisches Dornbirner Dialektwort seiner Heimatstadt verraten hatte, besuchte ich dann und wann ein Cafe oder Restaurant und konsumierten Kaffee und Kuchen oder ein markenfreies Stammgericht, wie es damals genannt wurde. So verbrachten wir die dienstfreien Sonntagnachmittage weit weg von der Heimat.

Und nun zum Dienst. Je drei Tage in der Woche arbeiteten wir am Bunkerbau, wobei ich mit meinem Schlesier Kameraden Martin Spänel den von Vinzenz Baque ausgesprengten Teil sichern, abstützen und die Einrichtung zu

beschaffen hatte. Der Bunker wurde auch benannt und zwar: „Terassencafe zur Barbarossahöhle.“ Da mußte ich mit Martin Bäume fällen und hertransportieren und aus der zerbombten Kommandantur des Feldflugplatzes landete noch brauchbares im Bunker. Als Sprengsachverständige fungierten Ausbildner des Regimentkaders. Diese bereiteten die Sprengung vor, nachdem die Sprenglöcher händisch in den Sandstein getrieben waren, brachten die Dynamit Patronen, Zündschnur und Zündkapseln. Unser Feldwebel zeigte Mut, steckte die Zündkapsel auf die Zündschnur und in den Mund und klemmte dann, mit den Zähnen, beides zusammen. Dann passierte es, daß im Nachbarbunker beim festklemmen mit der Zange die Kapsel in der Hand explodierte und den Sprengmeister schwer verletzte. Dadurch gewarnt, unterließ nun auch unser guter Mann das zusammenbeißen im Mund. Die Waffenausbildung wurde auf dem Dachboden der Kaserne durchgeführt und die Bedienung derselben geübt. Auf schnellen Laufwechsel besonders für das Leistungsstarke starke MG - 42 wurde besonders trainiert, hatte es doch eine Schußfolge von 1.200 Schuß pro minute im Dauerfeuer. Dazu kam noch die Behebung jeder eventuellen Störung. Auf Gefahren mit dem Umgang mit den Waffen besonders Handgranaten, den Panzerfäusten, des Ofenrohres mit dem eine Panzergranate von 88 mm Durchmesser abgeschossen werden konnte und des Gewehrgranatgerätes wurde speziell hingewiesen. Dieses Gerät gehörte zu meiner Ausrüstung. Mit diesem wurde eine Granate von 5 cm Durchmesser mit einem speziellen Aufsatz auf den Karabiner und einer Treibladung abgeschossen. Den Flug der Granate, die eine Sprengwirkung von fünf Handgranaten hatte, konnte man mit freiem Auge beobachten und auf 300 Meter Entfernung im indirekten Beschuß, über Bäume oder Häuser hinweg, feindliche Stellungen beschießen. Da der Aufschlagzünder bereits 2 Meter nach dem verlassen des Rohres scharf war durfte die Granate kein Laub, geschweige ein Ästchen berühren um nicht selbst Opfer dieser geballten Ladung zu werden. Die praktische Ausbildung und die Anwendung des Gelernten wurde auf freiem Gelände und bei Nachtübungen umgesetzt. Jede Woche war eine Nachtübung ohne Voranmeldung, wobei die halbe Kompanie den Angreifer, die andere den Verteidiger machen mußte. Bei einer dieser Nachtübungen waren wir die Angreifer gegen die körperlich größeren der A - Kompanie. Durch ein dichtes Unterholz vorrappend überraschten und überwältigten wir die Vorposten. Dadurch gewarnt zogen sich die Verteidiger zurück und die Übung wurde abgebrochen, da wir schon zu nahe aufeinander getroffen waren. Selbst mit den Platzpatronen hätte das schlimme Folgen haben können, wenn wir noch auf einander geschossen hätten. Bei einer Übung mit panzerbrechenden Waffen verfehlte eine Granate die Stahlplatte, vielleicht war sie zwei mal drei Meter groß, und schlitterte, immer wieder flach aufschlagend auf dem mit Schnee bedeckten Übungsgelände den Hang hinunter. Zum Entsetzen unserer Ausbildner kam eine Gruppe Zivilisten uns entgegen die zur Arbeit in den hinter uns liegenden Rüstungsbetrieb gehen wollte. Diese Betriebe waren alle unterirdisch angelegt und daher bombensicher. Es wurden Flugzeugteile der Junkerswerke hergestellt und montiert. Die Granate verlor an Schwung und blieb schließlich ohne zu explodieren im Gelände liegen. Auf dem

Feldflugplatz, der wie schon erwähnt einen schweren Bombenangriff hinter sich hatte und schwer getroffen wurde beobachteten wir die Probeflüge von der, zur Verschrottung freigegebenen Ju - 88, auf deren Rumpf eine Focke - Wulf 196 auf drei Stützen befestigt war. Geplant war den Bomber mit Sprengstoff zu beladen und auf große Ziele wie Schiffe und dergleichen abzuwerfen. Der Jäger konnte sich auf Knopfdruck vom Bomber absprengen. Die Jagdmaschine machte gefährliche Schaukelbewegungen auf dem Feldflugplatz, da keine Landebahn oder gar asphaltierte Piste zur Verfügung stand.

Bei Ausmärschen in die Stadt, der Chef hatte uns inzwischen von Kopf bis zum Fuß neu eingekleidet - Waffenröcke, - Springerhose, - Springerstiefel, - Stahlhelmen der Fallschirmtruppe und Knochensäcken, schritt er mit der Mutter der Kompanie, wie der Spieß gewöhnlich genannt wurde, übrigens ein Lehrer von Beruf, in einem Abstand von ca. Zehn Metern vor der Kompanie voraus, denn beide wußten, daß die zweite Kompanie sich von den anderen wesentlich unterschied. Wir waren fast ausschließlich Studenten und eine verschworene Gemeinschaft und waren dem Chef dankbar indem wir ihm und dem Hauptfeldwebel Spörl keine Sorgen machten und laut und schön sangen. Daß wir durch unser Verhalten auch das Wohlwollen des Chefs verdient haben muß nicht eigens erwähnt werden. Die Bevölkerung von Halberstadt nahm das Auftreten der Zweiten auch zur Kenntnis und öffnete die Fenster in den, an der Straße gelegenen Häusern und Betrieben. Beim abtreten in die Stuben erscholl der Ruf: „Alles für Deutschland“ dann wurde eine Kehrtwendung gemacht und abgetreten. Im Nachbarblock der Kaserne wurde ein Kurs für Unteroffiziere abgehalten. Lauter erfahrene Frontsoldaten mit EK-I, Nahkampfspannen, Sturmabzeichen ect. ausgezeichnet. Sie hatten den bedeutend härteren Dienst als wir junge Rekruten. Sie wurden auch geschliffen wie es auf vielen Kasernenhöfen der Fall war und wie ich es bereits vom Arbeitsdienst berichtet habe. Hier habe ich solches nicht erlebt.

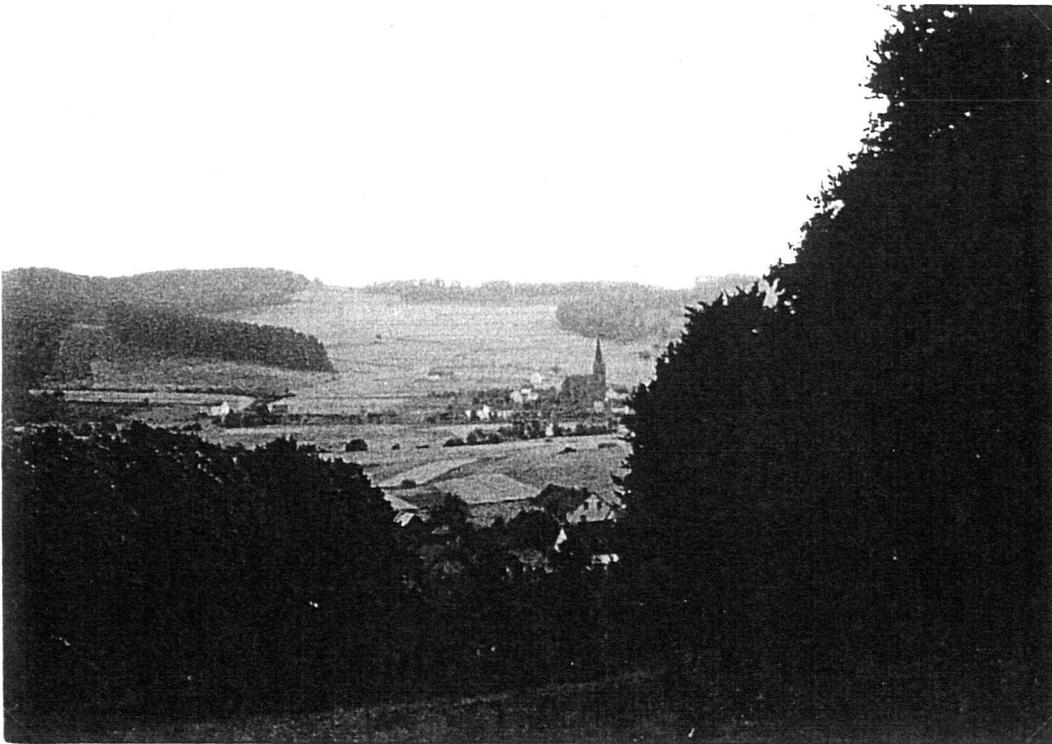
Nach sechswöchiger Ausbildung rückte die Zeit eines Fronteinsatzes immer näher. Erst wurden einmal Freiwillige nach Italien gesucht. Dann hieß es auch für uns Abschied nehmen. So marschierten wir am 21. Februar zum letztenmal durch Halberstadt singend: rot scheint die Sonne fertig gemacht, wer weiß ob sie morgen für uns auch noch lacht---zum Bahnhof wo unsere Verladung mit unbekanntem Ziel erfolgte. Unser Chef und der gesamte Kader blieb in Halberstadt zurück und wir wurden einer neuen fremden Führung anvertraut und übergeben. Vor der Abfahrt erlebten wir schon den ersten Jagdbomberangriff, der allerdings durch die auf offenen, flachen Waggons montierten 2 cm und 3,7 cm Vierlingsflackgeschützen durch die alarmierten Flacksoldaten schnellstens abgewehrt wurde. Die Garben der Geschütze überraschten die Piloten beim auftauchen über einer Brücke, die über die Geleise führte. In der hellen Nacht, es mußte fast Vollmond gewesen sein, fuhren wir nach Kassel. Um ca. halb zwölf Uhr wurden wir wiederum von Tieffliegern angegriffen erreichten aber, soweit ohne Schaden, den Hauptbahnhof. Vermutlich hatten die Piloten die unter Dampf fahrende Lokomotive entdeckt. In Kassel mußten wir sogleich im Bahnhofsbereich wegen Fliegeralarm in einen Luftschutzraum. Nach

der Entwarnung ging die Fahrt über Marburg nach Lollar, nördlich von Gießen, wo wir außerhalb des Bahnhofes abgestellt wurden und, um uns zu waschen, an einen Kanal ausströmten. Nach kurzer Zeit, es war beinahe Mittag, war wiederum Fliegeralarm und Jagdbomber, die auf alles schossen was sich bewegte und auch uns entdeckten flogen im Tiefflug heran. Wir flüchteten unter die Unterführung des mehrgleisigen Bahnkörpers. Dicht an die Wand gedrückt, Mann hinter Mann beobachteten wir die Garben der Bordkanonen wie sie genau auf uns zukamen. Zum Glück verkalkulierte sich der Pilot und hörte zu früh auf zu schießen bevor die Geschöße auf die Pflastersteine aufschlugen und womöglich als Querschläger durch die Unterführung gepfiffen wären. Am Abend ging es dann weiter dem Rhein entgegen, entlang der Lahn. Auf dieser Strecke wurde ich in den Morgenstunden zur Brandwache geweckt. Plötzlich bemerkte ich wie immer wieder glühende Funken durch die Schiebetüre des Waggons in den Viehwagen, unser Transportgefährt und in das ausgebreitete Stroh fielen. Ich öffnete die Türe und sah wie aus dem Kamin der Lokomotive eine ganze Flut von Funken austrat und sich über den ganzen Transport niederschlug. Das wäre ein willkommenes Ziel für die Tiefflieger gewesen. In der Früh erreichten wir dann Bad Ems an der Lahn, wo wir ausgeladen wurden und die, als offene Stadt erklärte Lazarettstadt sofort verlassen mußten, da sich ja kein bewaffneter Soldat in dieser aufhalten durfte. In Miellen wurden wir dann in einem Gasthaus untergebracht auf nacktem Fußboden, also ohne Stroh. Mit meinen Freunden Vinzenz Baque aus Linden und Erich Schneider aus Friedelsheim bei Bad Türkheim, also beides Pfälzer und Martin Spanel dem Schlesier ergatterten wir nach der ersten Nacht bereits Privat - quartiere bei einer Frau Jung im Bahnwärterhäuschen für Martin und mich, im oberen Stock bei Familie Rupröder für Vinzenz und in der Nähe noch eines für Erich. Frau Jung und deren Kinder, der Gatte und Vater war in jener Zeit in Berlin, erhofften sich durch das gute Werk, das sie uns erwiesen, daß auch ihr Papa Hilfe und Aufnahme erfahren werde. Wie ich später erfahren habe ist Hr. Jung bald nach dem Krieg zu seiner Familie heimgekehrt. Über die Lahn und den Rhein sind zu jeder Tages - und Nachtzeit die V - I Raketen über uns hinweg in Richtung England gedonnert und vollführten einen Lärm als käme ein schweres Gewitter. Mancher dieser Flugkörper ist mit der tödlichen Last in der Eifel schon niedergegangen und hat Tote und schwere Schäden verursacht Nach nur vier Tagen Aufenthalt hieß es wieder Abschied zu nehmen und Hannelore und Hildegard, die größeren Töchter des Hauses Jung sowie andere Mädels begleiteten uns zum Zug.

Mit der Bahn passierten wir die zu 90 % zerstörte, tote Stadt Koblenz und erreichten in einer Nachtfahrt, deren Verlauf mir nicht bekannt ist, Gerolstein in der Vulkaneifel. Der Bahnhof war ein Wirrwarr, Schienen ragten in alle Richtungen und gegen den Himmel und Waggons lagen übereinander, vollkommen demoliert. Ein einziges Geleise war noch befahrbar um noch Nachschub und Ersatz zu bringen. Trichter an Trichter zeugten von einem Bombenteppich. Selbst ein mittlerer Panzer hing an einem Trichterrand eines schweren Kalibers als wir in nordöstlicher Richtung im Gänsemarsch nach Roth zogen. Außerhalb von Gerolstein lagen dann

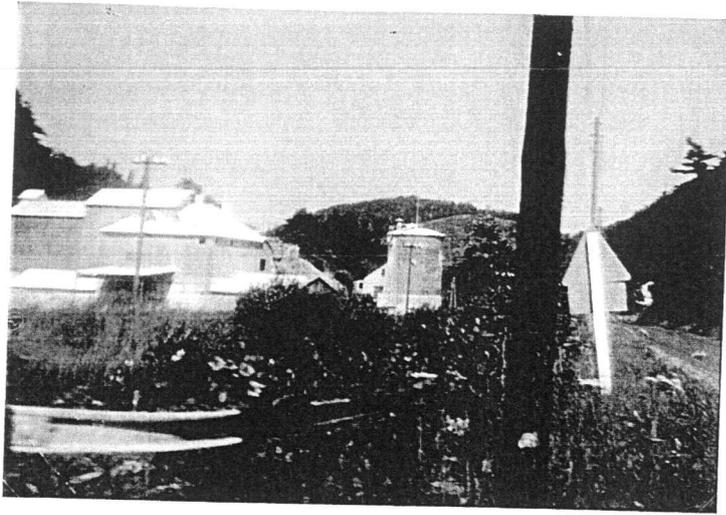


Geroldstein gegen Roth. Im Vordergrund der Verschiebebahnhof



Von den Rother – Bergen über Nieder – Bettingen griffen die Amerikaner an.

die abgebrannten Brandbomben die den Wohnhäusern der Kleinstadt gegolten hätten. In Roth waren die Trichter von schwerer Artillerie mit Tierkadavern, Kühe und Rindern, gefüllt. In einem Acker lag, noch eingeschrirrt und dem Pflug vorgespannt ein Pferd. Unsere Unterkunft war eine Höhle oberhalb des Dorfes das zugleich Sammelplatz für die versprengten Soldaten war. Hier mußten wir gleich unsere Knochensäcke, das waren luft- und wasserdichte Tarnanzüge, die uns unser Kompaniechef in Halberstadt noch beschafft hat, an ältere Kameraden abgeben. Dafür erhielten wir alte, wattierte Jacken. Vorerst blieben wir jungen Soldaten beisammen. Wir wurden nach Müllenborn, Büdesheim, Wallersheim, entlang der Bahnlinie nach Oos, die Geleise waren durch Sprengungen unbrauchbar gemacht worden, denn es bestanden nur noch zwei bis drei Meter lange Geleisestücke, nach Schwirzheim und Umgebung zu Erkundungseinsätzen geführt um die nähere Umgebung kennen zu lernen. Einmal waren wir unterwegs in eine Bereitstellung bei Wallersheim. Ich glaube es dürfte auf den Binsen gewesen sein oberhalb des Dorfes. In einem kleinen Wäldchen links von der Straße mußten wir die Dämmerung abwarten, da vernahmen wir über uns ganz plötzlich dumpfe Einschläge von Granaten, anders als bisher. Neugierig wie wir nun einmal waren gingen wir der Sache gleich nach und sahen wie der Schnee, nicht nur das dürre Gras, brannte. Also Phosphorgranaten wie wir in der Ausbildung schon in einem Geheimbefehl informiert worden sind; daß die Amerikaner seit erreichen der Reichsgrenze vermehrt solche einsetzen würden. Die nächsten Salven orgelten über uns hinweg. Es dürften die Gehöfte von Wolfwasen gewesen sein die bald in Flammen standen. Noch vor dem Einbruch der Dunkelheit zogen wir auf die Anhöhe nördlich der Straße und hoben an geeigneter Stelle gleich einen Unterstand aus. Provisorisch mit ein paar Stangen und unseren Zeltplanen überdeckt hatten wir eine trockene Übernachtungsmöglichkeit. Während der Nacht hatte es dann etwa zehn Zentimeter Schnee gegeben. Wir wollten den Platz weiter vervollständigen und wurden für verschiedene Arbeiten eingeteilt um das Erdloch richtig abzudecken. ()gendeine Gruppe mußte über eine von den Amerikanern eingesehene Stelle im angrenzenden Wald gelaufen sein die uns nicht bekannt war. Die Amis waren darauf eingeschossen und antworteten gleich mit Granatwerferfeuer für ganz kurze Zeit. Im Laufe des Vormittages riß dann die, bis dahin geschlossene Wolkendecke auf und die Sonne brach durch. Wir beobachteten noch einen kleinen Artilleriebeobachter, ein einsitziges Flugzeug, wie er immer in unserer Sichtweite seine Kreise zog ohne Arges zu ahnen. Doch dann hörten wir wieder einmal Tiefflieger die unter unserer Anhöhe und von uns nicht sichtbar im näheren Umfeld daher jagten und dann überfallsmäßig plötzlich zu uns abdrehten und mit den Bordwaffen aus allen Rohren auf unseren Unterstand feuerten. Wir verstoben rechtzeitig nach allen Seiten während die vier Maschinen ihr Vernichtungswerk ausführten. Dann eilten wir zurück und konnten gerade noch unser Sturmgepäck holen als schon die ersten Artilleriegeschosse anorgelten. Geleitet vom erwähnten fliegenden Beobachter wurden wir nun über Wiesen und durch Wälder, dabei rannten wir immer im Zick - Zack Kurs ungefähr drei Kilometer bis zum Büdesheimer Bahnhof gejagt. Im Kalkwerk



Das Kalkwerk am Büdesheimer Bahnhof bot uns Schutz



*Nicht nur das Gras, auch der Schnee brannte nach dem Beschuß
mit Phosphor – Granaten in den Binsen*

boten uns die dicken Mauern genügend Schutz. Dann mußten wir wieder nach Roth zurück. Am Abend, es war schon dunkel, mußten wir noch hängen gebliebene LKW's flottmachen. Die ganze Mannschaft mußte anschieben. Dann hieß es im Walde 4-Mann-Zelte aufzubauen und Nachtruhe zu machen. Das dauerte aber nicht allzulange. Wir wurden wieder alarmiert. Also die Zelte abbauen und hinunter ins Dorf. Nur halb ausgeschlafen und müde erlebten wir einen eiskalten Wintermorgen in der Eifel. An eine windgeschützte Hauswand gedrückt mußten wir ein paar Stunden warten bis wir endlich wieder eingeteilt waren und nach Müllenborn zogen.

Von der Verpflegung her waren wir fast Selbstversorger. In den von der Zivilbevölkerung verlassenen Häusern fanden wir Salzkartoffeln, Blutwürste, Eier, Mehl und auch noch ein wenig Fett. So wurde meistens in der Nacht beziehungsweise am frühen Abend noch etwas aufgewärmt. Es Passierte auch, daß wir alles liegen und stehen lassen und abhauen durften. Nur noch das Feuer aus machen durfte nicht vergessen werden. Einen Standort oder Stellungswechsel konnte sowieso nur noch in der Nacht, oder wenn der Himmel verhangen war gemacht werden sodaß für den Gegner keine Sicht bestand. In dieser Zeit waren wir jede Nacht, wenn wir nicht gerade schon am Abend abziehen mußten in ganz verschiedenen Gebäuden untergebracht. Die wenigen Nächte die uns wirklich zum ausruhen und schlafen zur Verfügung standen verbrachten wir auf Heu- und Strohstöcken in einem Bauernhaus, in einem leeren Kuhstall, wobei uns die Futterkrippen als Bett dienten, oder einmal gar in einer leeren Box eines Schweinestalles weil es dort warm war. Nebenan waren Schweine, grunzten und schnarchten und waren alles andere als ruhig. Von der schlechten Luft und dem Gestank unbeeindruckt hielten wir die Nacht durch. Wenigstens waren wir von der Kälte dieser Nacht in der Eifel verschont geblieben. Auf dem Weg von Schwirzheim, dort ragten damals zwei Dolomitfelsen, gut sichtbar, aus dem Waldstück östlich des Ortes heraus, nach Müllenborn waren wir Zeuge wie ein Jagdbomber einen einzelnen fahrenden LKW mit Bordwaffen beschoß und einer Bombe belegte. Der Fahrer und Beifahrer konnten sich gerade noch aus dem Führerhaus in Sicherheit bringen. Zur Tieffliegerbeobachtung mußte immer ein Mann auf dem Kotflügel eines LKW's liegen, um den Fahrer vor einem Angriff warnen zu können. Dann kamen wir das letztmal nach Roth auf den Versprengten - Sammelplatz zurück.

Dort wurden wir nun zu älteren Kameraden einer Fallschirmjägerinheit der siebten Division zugeteilt. Vinzenz und ich wurden einem Obergefreiten als Maschinengewehrschützen 2 und 3 beigelegt. In der Nacht marschierten wir ab nach Birgel. Tagsüber hatten wir Ruhe und lagerten in einer Scheune in der Dorfmitte. Die darauffolgende Nacht kamen wir entlang der Bahnlinie, und vorbei am Bahnviadukt bei Hillesheim, in den Morgenstunden nach Bolsdorf. Am Eingang des Dörfchens war der, von einem Volltreffer zerstörte Stall eines Bauern. Der schwerverletzten 18-jährigen Tochter des Hofes konnte, wie man uns erzählte nicht mehr geholfen werden. Wir begaben uns in eine Scheune und erhielten vom Bauernsohn frisch gemolkene Milch, direkt von der Kuh. Im Laufe des Vormittages

*P
F
A
R
R
K
I
R
C
H
E*



*V
O
N

B
O
L
S
D
O
R
F*



Der Aulerberg oberhalb der Kirche und Friedhof von Bolsdorf.

setzte dann Artilleriebeschuß ein und die Granaten explodierten am Hang hinter unserem Rücken. Das Vieh reagierte sehr empfindlich und hing an ihren Ketten. Gegen 11 Uhr gab es dann Alarm. Der Ami griff mit Panzern und nachfolgender Infanterie aus den Rother Bergen über Nieder - Bettingen an. Ohne jedes Gepäck rannten wir durch den Friedhof bergan, die Grabsteine als Deckung benutzend in den darüberliegenden Buchenwald am Aulerberg und postierten uns mit den Maschinengewehren. Das äußerste am rechten Flügel war unseres. Der Obergefreite verließ uns alsbald mit der fadenscheinigen Ausrede, wie es sich später herausstellte: er wolle die Flanke im Auge behalten damit wir nicht überraschend von der Flanke her angegriffen würden. Da er bis am Abend, vor der Dämmerung nicht mehr zu uns zurück kehrte verfolgte ich seine Fußspur im Schnee bevor es ganz dunkel wurde. Diese Route ließ erkennen, daß er die Gelegenheit nützte und zum Ami übergelaufen war. Vinzenz und ich hielten in der Stellung trotz Dauerregen und Schneefall aus. Völlig durchnäßt dämmerte der 7. März herauf und mit ihm der Beschuß durch ein amerikanisches Maschinengewehr. Vermutlich hat mich der Schütze, von einer Buche zuwenig verdeckt, bei der morgendlichen Entleerung der Därme aufgespürt. Die zwischen der normalen Munition eingegurtete Leuchtspur verriet uns die Schußrichtung und wir mußten die Köpfe ganz schön in den Dreck stecken als die Garben über unsere Köpfe hinwegzischten. Nachdem er die weitere Umgebung bestrichen hatte trat wieder Ruhe ein und wir nutzten diese um uns ein paar Meter nach oben abzusetzen. Jetzt waren wir mit den Körpern eher im Hinterhang und dadurch besser geschützt. Vinzenz war nun mit seinem MG, das nun er führte, etwas gedeckt auf einer Seite zu einem größeren Felsbrocken hin. Links daneben lag ich. In diese vormittägige Ruhe krachten plötzlich Artilleriegranaten um, und über uns diejenigen die in den Buchenästen schon kreperten und den Splitterregen auf uns niederprasseln ließen. Mich drehte es wie von einer starken Hand erfaßt durch einen Schlag auf den linken Oberschenkel nach rechts. Sofort drehte ich mich zurück und sah meinen Karabiner völlig zerfetzt neben mir liegen. Die Munition im Magazin sprühte im hohen Bogen das brennende Pulver zur Seite. Ich faßte ihn und warf ihn soweit ich liegend konnte von mir. Dann sagte ich dem Vinzenz, daß es mich wahrscheinlich erwischt habe. Ob ich geschrien habe weiß ich nicht mehr. Auf alle Fälle kroch ich in den Hinterhang. Durch die wattierte Uniformjacke und die Hose war ein Loch. Als ich die Hose auch noch hinunter machte und das Bein frei war befand sich auch im Oberschenkel die Fortsetzung dieses Loches. Vom glühenden Splitter verbranntes Fleisch, schwarz, kein Blut. Vinzenz brachte mir nun einen Notverband an und versuchte mich nach Rückwärts zu bringen. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit ging das nicht mehr. Ich konnte nicht mehr gehen. Hilfe kam dann von einem anderen Kameraden. Untergehackt wurde ich zu einer Unterführung der Bahnlinie gebracht, wo sich der Dornbirner Bene Rhomberg in Stellung befand und wo ich von einem Arzt betreut wurde, eine Tetanusspritze gegen Wundstarrkrampf bekam und einen richtigen frischen Verband erhielt. Dann wurde ich auf einer Tragbahre zurückgetragen und für die nächsten ca. Sechs Stunden unter eine Tanne an einem Waldrand gelegt, nahe Lemmersdorf.



Keine Menschenseele hat sich in dieser Zeit um mich gekümmert. Vor Einbruch der Dunkelheit kam dann ein Sanitäter mit Pferd und Leiterwagen. Beides hatte er requiriert. Seine Fracht Unteroffizier Beusch hatte er zugedeckt, denn ein Volltreffer in seinem Schützenloch hatte ihm den ganzen Oberkörper zerfetzt und war 5 Minuten vorher gestorben. So wurde ich auf ihn gebettet, nachdem mich der Sanitäter fragte ob ich das auch könne. Am Ortsrand von Lammersdorf beobachtete ich, auf den Weitertransport wartend das Sperrfeuer das die Amerikaner schossen. Dabei schlug eine Granate am gegenüber liegenden Dorfe knapp links oder rechts von der Ausfahrtstrasse im Minutentakt ein. Ich dachte mir noch: hoffentlich müssen wir nicht da hinaus. Aber tatsächlich war dies unser Weg. Beim letzten Haus am Dorfrande explodierte wieder eine Granate am Straßenrand. Dem Sanitäter sagte ich noch jetzt mußst den Gaul antreiben sonst kommen wir genau an die Einschlagstelle des Sperrfeuers. Sechzig bis Siebzig Meter waren es noch. Aber der Gaul ließ sich nicht aus seinem Trott bringen. Da half nichts. Gespannt was kommt sag ich auf dem Wagen. Dann erfolgte eine Detonation wie erwartet. Der Gaul machte mit uns einen Satz, nein, einen Gewaltsprung über den Straßengraben und in die angrenzende Wiese. Der Sanitäter hielt sich an der linken Schulter und versuchte das Gefährt wieder auf die Straße zurück zu leiten, was ihm auch gelang. Während dem Sani nur ein kleiner Splitter in der Wattejacke einen Riß und die Haut am Schlüsselbein anritzte kamen der Gaul und ich mit dem Schrecken davon. Der Gaul aber konnte nun laufen wie ein Junger, daß es nur so eine Freude war. Unterwegs wurden immer wieder stehen gebliebene LKW's von der Bevölkerung entleert. Da gab es auch für uns die Möglichkeit sich mit Verpflegung zu versorgen und daß die Feldflasche auch mit Schnaps nachgefüllt werden konnte, ein Betäubungsmittel gegen die aufkommenden Schmerzen. Dies hat mir immer der Sani besorgt In Niederehe wurde dann spät abends Halt gemacht. Dort warteten zwei Unteroffiziere um ihren toten Kameraden, mit dem sie die ganzen Jahre beisammen waren, wie sie uns erzählten, auf dem gegenüberliegenden Friedhof zu bestatten. Auf der linken Straßenseite war ein Gasthaus. Dort wurde ich im oberen Stock, es dürfte der Saal gewesen sein, auf eine Matratze gelegt. Der ganze Raum war voll von Soldaten. Der Sani mußte nun das Pferd versorgen nach dem Motto: Zuerst das Pferd und dann der Mann. Nach später Tagwache wurde ich wieder abgeholt und weiter ging es Richtung Ruxheim.

Unterwegs dorthin fuhr uns ein LKW vor und hielt an. Ein Offizier, oder war er ein Arzt kam zum Sanitäter zurück und verlangte von ihm, die an einer Stange am Leiterwagen angebrachte Rot Kreuz Fahne. „Wenn ihr mir den Verwundeten mit nimmt könnt ihr die Fahne haben,“ war seine Antwort. Aber für mich war kein Platz. Unverrichteter Dinge fuhr der gute Mann wieder weiter und wir drei trotteten ebenfalls auf unser nächstes Ziel, nach Ruxheim. Der Sani dachte vielleicht auch möglichst weit nach Osten, dem Rhein zu und von der Front weg zu kommen, auch wenn er nur einen Verwundeten zu transportieren hatte. In Ruxheim wurde ich erneut verbunden und dann zur weiterfahrt auf einen fast leeren LKW verladen, der über Adenau und die Hohe Acht nach Andernach fahren sollte. In



Auf dem Friedhof in Niederehe liegt der Unteroffizier Beusch.



und in Bolsdorf sind die gefallenen Kameraden zur letzten Ruhe gebettet.

Adenau war aber schon Ende. Nur noch Autos mit Verpflegung und Munition durften weiterfahren. Also wurde auch ich mit dem Auto in den Straßengraben gefahren und dazu noch vergessen. Ich mußte buchstäblich warten bis, vielleicht aus Neugier ob nicht etwas Brauchbares auf der Brücke zu finden war, ein Landser kam und mich aus dieser mißlichen Lage befreite. Heilfroh war ich auf alle Fälle, denn auf der Haupt Rückzugstraße in Richtung Hohe Acht und weiter nach Remagen, wo die letzte, noch intakte Brücke über den Rhein war, auf einem LKW hilflos zu liegen und nun noch in einer stehenden Kolonne war lebensgefährlich und für Tiefflieger und Jagdbomber ein lohnendes Ziel. So wurde ich gleich wieder in einen Funkwagen gelegt, der von einem Personenwagen geschleppt wurde. Das konnte auf die Dauer nicht gut gehen, denn bald ging es bergauf und der Benjamin schaffte den schweren Goliath nicht zu ziehen. Deshalb wurde auch er abgehängt und auf die Seite gestellt und ich schon wieder umgeladen. Auf der Paßhöhe der Hohen Acht verließen auch dieses Gefährt die Geister, denn der Treibstoff im Tank war am Ende. Nun wurde auch er auf die Seite geschoben und gleich in den Wald gestellt. Der Fahrer verabschiedete sich und sagte: dich kann ich halt nicht mitnehmen, was ich auch einsah und noch antwortete: „Schaut, daß ihr durchkommt ich werde es auch schaffen.“ Ich saß nun im Auto bei zunehmender Dunkelheit und einsetzendem Schneesturm der nun die ganze nachfolgende Kolonne irgendwo staute. Auf alle Fälle ging es eine ganze Weile bis ich eisenbeschlagene Räder vernahm die auf der Naturstraße daherrumpelten. Der wenige, trockene Pulverschnee konnte das kreischen auf dem Kies nicht verhindern. Nun kam bespannte, leichte Artillerie. Eiligst stieg ich aus, suchte noch etwas auf das ich mich stützen konnte und krabbelte zum Straßenrand. Als ein Geschütz an mir vorbei fuhr stürzte ich mich auf die Protze, an der ich mich einmal festhielt und dann noch hochziehen konnte. Der Fuhrmann bemerkte mich alsbald, hielt an und fragte mich warum ich nicht nebenher laufe und nahm mich dann zu ihm auf den Bock. Durch das schütteln auf der Naturstraße bemerkte ich sehr bald, daß die Verletzung zu bluten begann. Gegen die Schmerzen hatte ich ja mein Gegenmittel in der Feldflasche, gegen das bluten konnte ich aber nichts unternehmen.. Vorbei an brennenden Fahrzeugen, selbst der ölige Dreck an den Chassis brannte, was mir ganz neu war, und an gesprengten Panzern vorbei zwängte sich die Kolonne durch das Ahrtal. Die umliegenden Wälder und Höhen wurden von den Bränden magisch beleuchtet und verursachten ein ganz schauriges Szenario in dem allgemeinen zurück, --- oder kann man es vorwärtseilen bezeichnen?---An der Spitze der Kolonne waren Kradmelder, die die anzufahrenden Dörfer erkundigten und schauten ob sie noch feindfrei sind. Dann kam aber am späten Abend die Nachricht, daß der Ami schon im nächsten Ort sitzt und die ganze Kolonne mußte nun in der dunklen Nacht gewendet und auf eine Nebenstraße umgeleitet werden. Wir waren glücklicherweise kurz vor der Abbiegung so daß wir eigentlich schnell in der neuen Richtung weiterfahren konnten. Es dürfte schon bald gegen Mitternacht gewesen sein als ich mich abladen ließ, komme was kommen mag. Schmerzen im Oberschenkel, Kälte, auch durch den Blutverlust, Müdigkeit nach bald zwei Tagen

unterwegs sein, keine warme Verpflegung, auch wenn es nur eine Tasse heißer Tee gewesen wäre und nur Schnaps zur medizinischen Betreuung verursachten eine stumpfe Gleichgültigkeit beziehungsweise ein Wurstigkeitsgefühl. In einem von Soldaten voll besetzten Gasthaus ließ ich mich abladen und wurde in einem Nebenzimmer auf einen Federeinsatz ohne Matratze, Kissen oder Zudecke gelegt, wo ich auch gleich einschlief. Dann dämmerte der 9. März herauf und als ich erwachte war alles mäuschenstill, kein Mensch im Hause, das Blut in meiner Hose war eingetrocknet und unter Aufwand meiner Kräfte konnte ich mich einmal fürs erste aus dem Eisenbett befreien, was gar nicht so einfach war. An den Wänden hielt ich mich fest und rutschte auf dem rechten Fuß, abwechselnd einmal auf der Ferse, das andere mal auf dem Ballen mich drehend, durch die Stube und den Flur ins Freie. Es war ein verhältnismäßig schöner Morgen, doch auch jetzt hieß es nur warten, das habe ich inzwischen gelernt, bis ich endlich wieder Fahrzeuge hörte. Zu meiner Überraschung waren es wieder deutsche LKW's. Nach einem kurzen: warum stehst du mitten auf der Straße und meiner Begründung half mir ein Feldweibel in das Fahrerhaus, der mir gleich eröffnete, daß der Treibstoff nur noch ein ganz kurzes Stück reichen werde, ein paar Kilometer.

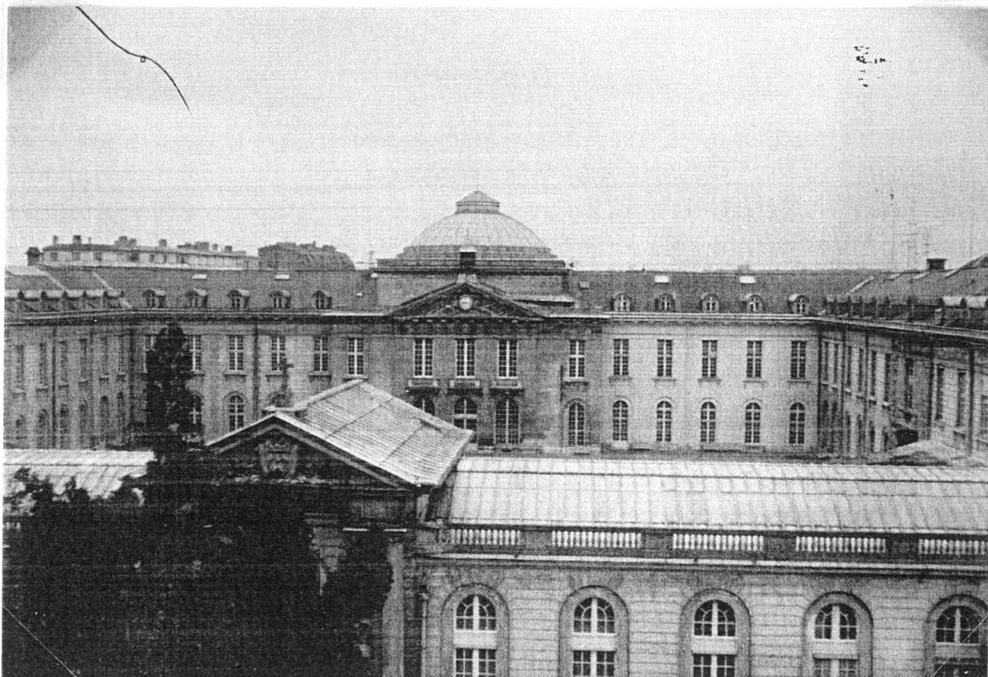
Dann fuhren wir ein paar Serpentinaen hoch, vorbei an weggeworfenem Kriegsgerät, Artillerie Geschütze lagen gekippt im Walde. Vielleicht erst seit der vergangenen Nacht, denn freiherumlaufende Pferde, beinahe zu Skeletten abgemagert waren auch in allernächster Nähe. Als der LKW in einer langgezogenen Kurve um eine Geländekuppe fuhr erfolgte eine scharfe Abbremsung, ausgelöst durch den Fahrer. Alles ging jetzt sehr schnell. Der Fahrer schnappte Brotbeutel und Pistole und verließ das Fahrzeug. Mein Nebenmann, der Feldweibel zeigte nur noch auf die zirka 300 Meter vor uns stehende Panzerkolonne der Amerikaner und flüchtete auch. Auf der Brücke, die bisher einen eher unbeladenen Eindruck hinterließ entstand auch Bewegung. 20 bis 25 Mann flüchteten von dort oben auch und ich blieb wieder allein im Fahrerhaus sitzen. Die Amis reagierten auch und fuhren mit ihren vorderen Panzern gleich los und sperrten die nähere Umgebung gleich ab. Daraufhin kamen alle wieder zurück, eine Flucht war unmöglich. Es war zwecklos sich noch in Lebensgefahr zu begeben. Alle schmissen die Waffen weg und feierten das Ende des Krieges für sie, mit Schnaps, Knäckebrot und Butter, die einzige Verpflegung die noch auf dem Fahrzeug war.

Nach längerer Zeit kamen zwei Amerikaner im Jeep. Der eine hatte eine dicke Havanna zwischen den Zähnen und kontrollierte jeden einzelnen, ob auch keiner eine Waffe irgendwo versteckt halte. Das Fahrerhaus in dem ich immer noch saß kam nun auch an die Reihe und der Sergeant forderte mich auf auszusteigen was ich verneinte ihm aber sagte: „I am wounded and can not go!“ Daher mußten mich die Landser auf eine Zeltplane neben den LKW legen und als er alles durchsucht hatte durften alle wieder aufsteigen und der Fahrer mußte noch die 300 Meter bis zur Vormarschstraße fahren. Dann wurde auch dieser Wagen in den Straßengraben gefahren und mit einem Pickel der Kühler demoliert und unbrauchbar gemacht. Die gesunden mußten sich in zweier Reihe aufstellen und zurückgehen

und sich im nächsten Dorf melden. So wurde es dem Feldwebel befohlen. Ein Wachsoldat, wie es normalerweise üblich ist wurde nicht mitgeschickt. Ich konnte sitzenbleiben und ein Ami suchte nach Souvenirs im Führerhaus unter den zurückgelassenen Habseligkeiten der eben gefangen genommenen Soldaten. Er fand auch Fotos die ihn interessierten, denn es waren auch aus Rußland dabei. Auf einem stand an einem Lagereingang irgendeine Parole in zyrillischen Schriftzügen. Von ihm wurde ich auch noch mit einem kleinen Imbiß versorgt, das Frühstück des heutigen Tages. Nach einer Wartezeit von vielleicht zwei Stunden, während denen ich den Verkehr auf dieser Hauptstraße beobachtete, kam ein amerikanisches Sanitätsauto in welches ich zu einem verletzten Ami zugeladen wurde der durch einen Verkehrsunfall verunglückt war. Dann ging die Fahrt auch für mich wieder zurück. Unterwegs wurden noch ein paar verwundete Deutsche Soldaten im Sanka mitgenommen. Nach den Straßenschildern konnte ich mich etwas orientieren. Im Raum von Gerolstein, wo weiß ich nicht mehr, es dürfte ein, in einer Schule (ingerichteter Verbandsplatz gewesen sein, wurde ich wieder einmal verbunden. Dazu wurde mir einfach das Hosenbein meiner Uniform abgeschnitten. Ich bekam nun eine Karte umgehängt mit Namen und Personaldaten, die mich fortan begleitete. Gegen Abend wurde ich mit mehreren verwundeten deutschen Soldaten erneut in einen Sanka verladen und sollten in ein Lazarett nach Bitburg gebracht werden. Da wir erst kurz vor Einbruch der Dunkelheit abfahren konnten, trafen wir mitten in der Nacht dort ein. Die amerikanischen Sanitäter suchten in der schwer zerstörten Stadt vergebens ein Lazarett. An den Straßenrändern war der Schutt zu einer Mahde aufgetürmt. So entschlossen sich die Amis weiter zu fahren und lieferten uns gegen Morgen in St. Helenenberg, einem ehemaligen Kloster, das als Reservelazarett diente, an der deutsch - luxemburgischen Grenze ab. Dort wurde ich mit den anderen im Flur an der Wand abgestellt. Es gab den ganzen Tag weder etwas zu essen noch zu trinken. So döste ich die Stunden dahin. Erst in der Nacht, welche Zeit es war weiß ich nicht, es war jedenfalls dunkel wachte ich (urch Nadelstiche die in meinen Oberschenkel gemacht wurden auf. Ein Sanitäter stand neben mir unter einer starken Lampe und hatte, so vermute ich die Vorarbeit für die bevorstehende Operation gemacht und immer wieder gefragt ob ich Schmerzen verspüre. Ich wurde dann in einen hellen Raum geschoben. Ziemlich sicher war es der Operationssaal. Dann war ich wieder weg. Aufgewacht, oder wurde ich geweckt, bin ich in einem weiß bezogenen Bett und neben mir stand ein Frühstück mit Weißbrot, Kaffee, Rührei mit Speck, Butter und Orangenmarmelade. Wie im Schlaraffenland. Wo bin ich? Und wie bin ich hierher gekommen? Langsam kamen mir wieder Fetzen aus dem Unterbewußtsein und ich entsann mich der letzten zwei Tage. Ich war nun operiert und mein Splitter aus dem Bein entfernt bevor er zu rosten begann. Im Saal lagen 20 bis 30 Verwundete mit den verschiedensten Verletzungen und alle frisch operiert. Hier erfuhren wir eine richtige Pflege und Abwartung durch die amerikanischen Ärzte, Nursen, (Schwestern) und Sanitätern, die aufopfernd ihren Dienst an den Gegnern von gestern machten.



Das ehemalige Luftwaffenlazarett in Paris – Versailles, heute Zentral – Hospital.



Nach 4 Tagen, es war schon der 13. März wurde ich wieder verlegt. Diesmal nur kurz über die Grenze nach Ettelbrück in Luxemburg und nur für eine Nacht. Es war ein Rohbau ohne Fenster und Türen. Dort habe ich den ersten, echten Neger in meinem Leben gesehen, aber nur von hinten. Am darauffolgenden Tag wurden wir in einen Lazarettzug nach Paris verladen wo wir gegen Mitternacht auf dem Ostbahnhof ausgeladen und auf den Tragbahnen auf dem Perron in Reih und Glied zur Schau gestellt wurden. Obwohl es mitten in der Nacht war suchten einige Franzosen die Reihen ab, ob sie nicht irgendeinen Bekannten entdecken könnten. Zu mir sagte einer: „Du Hitlerjunge,“ denn im Pijama waren meine an Zahl wenigen Jahre nicht zu erkennen und zudem ungewohnt daß so junge Leute schon Soldaten waren. In Sanitätsautos wurden wir quer durch die hell erleuchtete Stadt Paris in das Zentral Hospital von Versailles, das ehemalige Luftwafenzlazarett, gebracht. Anläßlich der Hochzeit unserer Tochter Silvia habe ich es 1981 wieder entdeckt. Dort ist mir am Samstag dem 18. März nach einem Ausflug auf die Toilette die Schlagader im Bein geplatzt. Auf mein rufen waren die Sanis schnell zur Stelle und stopften einen Gaze Verband 6 mal 8 cm groß und zusammengerollt in die Wunde und banden das Bein stramm ab. Der Aufenthalt in Paris war damit auch wieder beendet. Kaum zwei Stunden später wurden wir abermals verladen, in Sankas zum Gare du Nord gebracht und erneut in einen Lazarettzug verladen starteten wir mit unbekanntem Ziel.

Der anbrechende Sonntag begann mit einem wunderbaren Frühlingsmorgen. Es war der 19. März, Josefitag. Gegen die Mittagszeit, wir hatten ein reichhaltiges Breakfast (Frühstück) zeitig in der Früh im Zug erhalten und freuten uns schon auf das Lunch (Mittagessen) als ganz unerwartet gewaltige Schmerzen in meinem Bein auftraten. Das Bein war angeschwollen, der Verband wie eine Schnur um den Oberschenkel gezogen. Links und rechts davon quirlte das gesunde Fleisch empor. Zum Glück konnte ich mich mit meinen Englisch Kenntnissen wieder einmal verständigen und auf mich aufmerksam machen. Ich rief dem Sani im Waggon der über erklärte, daß er während der Fahrt nichts ausrichten könne. Der gleichen Meinung war auch die Nurse, denn sie wußten ja nicht was die Ursache war. Sie versicherten mir, daß er das in seiner Macht mögliche veranlassen werde, vor allem daß ich so schnell wie möglich ins Hospital komme. Es werde aber vor 2 Uhr Nachmittags nicht sein. Es hieß nun noch an die zwei Stunden auf die Zähne zu beißen und auszuharren bis wir am Zielbahnhof Carentan auf der Halbinsel Cotentin ankamen. Tatsächlich wurde ich eiligst ins Lazarett, das 176. General Hospital, und nach Erstellung der Aufnahmepapiere und Zuweisung des Zeltes und Bettes in den Operationssaal gebracht. Neben mir lag ein anderer Gefangener der eben die Narkose erhalten hatte, bei den Amis gab es damals schon die Injektionen statt dem lästigen Äther, und zählte: 1 - 2 - 3 - 4.-, dann kam eine lange Pause -- 12 und weg war er. Ich wurde nun gleich auch eingeschläft und wieder operiert.

Als ich von der Narkose aufwachte und zu meinen Sinnen kam lag ich im Bett, aber genau auf dem linken, frisch operierten Bein und konnte mich trotz eifrigem Bemühen nicht umdrehen. Da kam mir ein Nachbar zu Hilfe, denn zwei

Betten von mir entfernt kam Alfons Merkle aus Massenbachhausen bei Heilbronn gerade vom WC zurück und fragte: „Kumpel, was hascht denn für a Problem?“ in einem echten, guten und unverkennbarem Schwäbisch.. Mit seiner Hilfe gelang das Vorhaben ausgezeichnet, denn Alfons war ein kräftiger, junger Mann, ein paar Jahre älter als ich. Die folgenden Tage stellte sich heraus, daß ich mir in der Eifel, wahrscheinlich durch den Blutverlust auf dem Rückzug die Beine erfroren hatte. In der Normandie war schon der Frühling schon eingezogen die Bäume blühten und das Zelt mußte tagsüber mit Wasser besprüht werden, um die Hitze erträglich zu machen. Das war für meine Beine zu viel des Guten.. Willi der Sanitäter aus Ostpreußen wußte hier zu helfen. Er sagte: „Sobald du im Bett aufsitzen kannst werden wir das wieder in Ordnung bringen.“ Die Beine wurden vorerst überhaupt nicht zugedeckt, denn die geringste Belastung verursachte Schmerzen. Als ich mich nach zehn Tagen auf die Bettkante setzen konnte wurden Wechselbäder gemacht. Einen Kübel voll erträglich heißes Wasser für das Linke und einen zweiten mit altem Wasser für das rechte Bein. Nach fünf Minuten wurde gewechselt und das einige mal wiederholt. Am andern Tag wieder das selbe und bereits nach ein paar Tagen zeigten sich erste Erfolge. Die geschädigte Haut begann sich bis über die Knöchel hinauf sich abzustoßen.

Zu meiner linken Seite lag der Waffenmeister, Oberfeldwebel Willi Prange, ein ehemaliger städtischer Schachmeister aus Essen. Ihm hatte ein Bombensplitter quer durch die Brust drei Rippen heraus gerissen und die Lunge schwer beschädigt. In Carrentan wurde er das zweite mal Operiert und die Wunden an Brust und Rücken zugenäht. Die Brustwarze war ihm fast bis an den Hosenbund abgerutscht. Nach der Operation lag er drei Tage auf dem Rücken im Bett. Schweißperlen standen ihm massenhaft im Gesicht vor Schmerzen. Keinen laut wegen der Schmerzen kam von seinen Lippen. Dann ließen die Schmerzen allmählich nach und Willi bediente sich seines Humores, wie wir ihn vorher schon erlebten. Dann und wann verspürte er, daß sein Pyjama an irgend etwas hängen blieb. Dann holten wir ein Pinzette aus dem Instrumentenwagen der, am Kopfende des Zelt stand und suchten das Übel. Knochensplitter eiterten aus seiner schweren Verletzung. Will hatte, wie schon erwähnt, einen goldenen Humor und einen sehr starken Überlebenswillen, denn kurz vor seiner Verwundung, war er noch auf Urlaub bei seiner Fridel und hat gesagt: „Der Krieg geht jetzt bald zu Ende und dann Heiraten wir.“ So hat er es mir erzählt. Dann kam sein Mißgeschick. Willi wurde bei einem Jabo - Angriff an einem Vormittag schwer Verwundet und war bewußtlos. Er wurde irgendwo notdürftig verbunden und im Keller eines Hauses abgelegt. In den kurzen Augenblicken die er bei Bewußtsein war und dabei gestocktes Blut aus seinem Munde spuckte, habe er sich immer wieder gesagt: „Ich muß durchkommen, ich hab es der Fridel versprochen.“ Als er wieder einmal bei Bewußtsein hörte wie Jemand über eine Stiege ging. Er machte sich bemerkbar und staunte, daß es ein Ami war, der es auch veranlaßte, das er aus dem Keller geholt und gerettet wurde.

Da ich mich als einziger im Zelt ~~ein~~ mit Englisch verständigen konnte, wurde ich immer wieder zum Dolmetschen gerufen. Mein Schulenglisch war aber nicht das ganz Richtige zum amerikanischen Slung. Letzt endlich war alles klar.

Als wir gehfähig wurden mußten wir das Mittagessen in der Hauptküche mit unseren Schwarzen der Wachkompanie einnehmen. Das war ein Vergnügen, denn Willi aus Köln war erstens ein ungewöhnlicher Spruchbeutel und zweitens noch ein Vielfraß. Von uns bekam er alles was wir nicht aßen, denn für einen normalen Esser waren die Portionen zu groß. Willi aß alles aus was wir nicht konnten oder wollten. Wenn alle fertig waren saß er bei seinem Tablett voller Speisen und fraß, um es etwas grob auszudrücken, alles in sich hinein. Wir durften warten bis er fertig war. Mein neuer Freund Alfons und ich mußten auch im Zelt für die gehunfähigen die Betten machen und durften auch das Frühstück austeilen für die ganze Belegschaft. Wie das alles gemacht werden mußte lehrte uns der amerikanische Korporal Mr. Brown, ein Nachkomme süddeutscher Auswanderer, wenn seine Deutschkenntnisse wurden auf schwäbisch vorgetragen. Die Betten wurden auch von ihm kontrolliert, ob sie auch so gemacht wurden wie es uns gezeigt wurde. Wir bekamen jeden Tag Kaffee, Tee oder Kakao, Korn Flaks mit Milch, Schinken mit Rührei, Brot, Butter und Marmelade zur Genüge. Zum Abendbrot Corned Beef, Brot Tee oder ein warmes Mittagessen. An Verwundungen war im Zelt alles vorhanden nur keine Amputierten. Durch - und Steckschüsse, Splitter wo es nur möglich war, im und am Gesäß, Kopf oder Beinen, Schußbrüche, Verletzungen von Bomben und ~~he von~~ MG - Garben herrührend um nur einige zu nennen. Ein junger Unteroffizier Jahrgang 1926 hatte alleine 7 Streifschüsse und ein Leipziger, den wir nur Gandhi nannten den Kopf voller Splitter. Wenn einer operiert werden sollte hing am Fußende ein Täfelchen: No Breakfast, also kein Frühstück.. So passierte es einmal, daß das Täfelchen bei einem Kameraden gleich an drei Morgen hintereinander am Bett hing, obwohl er erst im Laufe des dritten Vormittages zur Operation geholt wurde. Als er zurückkam weinte er bitterlich. Auf unsere Fragen ob er denn so starke Schmerzen habe oder soviel mitgemacht habe sagte er: „Nein. Aber es zürnt mich so sehr, daß ich an drei Tagen hintereinander kein Frühstück bekam.“

In der Früh wurde immer ein Kommando von Gefähigen zusammengerufen zur Reinigung der Lazarettstraßen und Rasenflächen. Ein Master Sergant führte uns an. Er lief ein paar Meter voraus und zeigte uns immer wieder nach links oder rechts, oder auch auf die Straße in dem er sagte: „Paper - Paper“ und wir sammelten die Papierchen und so manches Kleinzeug auf. Wir hätten ja das selbst auch gesehen und zusammennehmen können, er wollte uns aber das alles auch zeigen wo es liegt. Als ich das erstemal mitging, von Mr. Brown wurde jeder dazu aufgefordert, und wir mit dem sammeln fertig waren, behielt mich der Chef zurück.. „Stay here and wate“ sagte er und ich bekam noch eine zusätzliche Arbeit. Anderntags war es dasselbe und am dritten Tag auch. Dann sagte ich ihm, daß ich erst vor einigen Tagen nach meiner Operation wieder aufstehen konnte und noch Schmerzen beim gehen habe. Von dieser Zeit an konnte auch ich mit den anderen

zurück gehen. Innerhalb des Lazarettes hatten wir die Möglichkeit freiwillig bei den Amerikanern leichtere Arbeiten zu machen, aber auch bei den schwerst Verletzten und Amputierten hatten wir unsere Hilfe angeboten, um zu helfen wo es notwendig war und was von uns auch gemacht werden konnte.

Die amerikanischen Nursen waren alle im Offiziersrang und mußten von uns auch im Schlafanzug militärisch begrüßt werden, was sehr ulkig war. Allgemein hatten wir eine vorbildliche Betreuung durch die amerikanischen Ärzte, Schwestern, Sanitätern, Aufsichtspersonal und der Wachmannschaft. Der Chefarzt, ein Major, war jederzeit zur Stelle wenn es eine Komplikation gab und wenn es mitten in der Nacht war. Wir führten uns anständig auf wie es sich gehörte und wie wir es dem Rufe eines zivilisierten Soldaten schuldig waren. Das verbesserte sicher auch das Klima des gesamten Lazarettpersonales den Gefangenen gegenüber. Im Zelt herrschte eine sehr gute Kameradschaft und gegenseitige Hilfe wo es notwendig war. Unter den 30 Patienten waren mehr oder weniger Schwerverwundete die auch die Hilfe der anderen gerne annahmen. Daß der Witz und Humor nicht untergegangen ist muß nicht extra erwähnt werden und dann und wann wurde am Abend, wenn es kühler wurde auch ein Lied gesungen bis der Wachhabende Neger zur Nachtruhe ermahnte. Nach etlichen Wochen erbeuteten wir die erste amerikanische Zeitung und sahen zu unserer Überraschung, daß die Alliierten bereits bei Nürnberg standen. Mit dem Fortschritt der Genesung rückte auch das Abschied nehmen immer näher.

Am 26 April wurde ich, neun Tage nach meinem 19. Geburtstag in das Lager 24 nach Cherebourg entlassen. Je 10 Mann auf einem Mannschaftswagen der Army, ein Kriegsgefangener als Fahrer und ein Neger als Bewacher, der sein Schnellfeuergewehr einfach in eine Ecke lehnte und selber lässig im Beifahrersitz saß. So erreichte die kleine Kolonne das Lager über der Stadt und oberhalb der Steilküste. Mit einer Woldecke unter dem Arm, persönliche Sachen hatte ich keine mehr mit Ausnahme des Löffels vom Wehrmachts Besteck, die Gabel wurde aus Sicherheitsgründen abgebrochen, wurden wir zu je 50 Mann in Zelte eingewiesen. Als Wachmannschaft war ein französisches Bataillon zuständig das in Wellblechbaracken in Lagernähe untergebracht und zum schießen sehr schnell bereit war. Aus Angst vor unbewaffneten deutschen Soldaten, oder zum zeigen, daß sie nun die Herren sind? Ganz anfangs Mai traf ich noch mit Alfons Merkle und Willi Prange zusammen die mir von ihrer Verpflegung abgaben, denn ihr Benjamin sollte ja nicht hungern. Zu der Zeit war es noch nicht schlimm.

In der Nacht durfte es niemand wagen das Zelt zu verlassen ohne daß er sein Leben und das der Kameraden auf das Spiel setzte. Bereits am 17. Mai kamen Leute vom Internationalen Roten Kreuz zur Registrierung der Gefangenen. Dazu erhielt jeder Gefangene eine Karte um nach Hause zu schreiben. Eigentlich war nur ein ankreuzen ob man gesund oder verwundet war und daß man noch lebe. Jeder erhielt auch eine Gefangenen Nummer. Die Karte kam erst im Februar 1946 zu Hause an, drei Monate nach mir. In diesem Lager wurden wir immer wieder in andere Lagers verlegt. So wurden gezielt verschiedene Waffengattungen zusammen-

gelegt. Die Luftwaffen Soldaten zu den Marineangehörigen und das Heer getrennt nach verschiedenen Kriterien.

Wie schon erwähnt waren wir den jungen, schießwütigen Franzosen ausgesetzt. Im Juni ging ein Gefangener in der Früh, es war schon Taghell, zur Latrine. Auf dem Rückweg sah er noch zu seiner Wäsche die er am Vorabend zum trocknen an der dafür bestimmten Leine in respektabler Entfernung zum Stacheldrahtzaun, aufgehängt hatte. Ob ihn der Posten angerufen hatte weiß ich nicht. Auf alle Fälle riß er die MP herunter und feuerte auf den Mann, der mit zwei Bauchschüssen liegenblieb und von der Ambulanz ins Lazarett abholte. Als wir um 10 Uhr das Zelt aufräumten, wie es die Lagerordnung vorschrieb, lag auf der gegenüberliegenden Seite ein ebenfalls 18 - jähriger Toter neben seinem gleichaltrigen Nachbarn. Von einer aus der MP abgeschossenen Patrone war seine Wirbelsäule durchschossen. In der Heimat konnte der Kamerad den Tod seines Jahrgängers, Monate nach Ende des Krieges erlitten, den Angehörigen überbringen. Den Krieg hatte er überlebt, die Gefangenschaft, wie so mancher, nicht. Immer wieder wurden Tote und Verletzte Opfer dieser Willkür. Selbst am helllichten Tage wurde auf die Männer mit automatischen Waffen geschossen. Und in den dichtgedrängten Zelten entstand Unheil. Eines Sonntages wurde ein Gefangener von einem Wachturm herab mit der Maschinenpistole durch eine Serie von Schüssen durch Schulter und Oberschenkel schwerstens verletzt weil er: ---das kann doch einen Seemann nicht erschüttern ---gesungen hatte, obwohl der Posten ihn gewarnt hatte. Manchmal wurden die Franzosen eben auch provoziert.

Auch der Tausch und Schwarzhandel blühte im Lager, besonders bei denen die aus Kasernen oder Flugplätzen in Gefangenschaft geraten waren und die prallen Rucksäcke voll Wäsche, Wecker und dergleichen mitbrachten oder wer bei den üblichen Filzungen etwas zu verstecken im Stande war. Gefragt waren bei den Amis Armbanduhren als Souvenirs wobei Preise bis zu zwölf und vierzehnhundert Zigaretten bezahlt wurden, Kriegsauszeichnungen jeder Art, auch wenn eine von der Arbeit befreite eiserne Plakette für eine echt silberne angeboten wurde. Aber auch unter den Gefangenen wurde getauscht und geschachert, besonders mit den Leuten vom Arbeitslager, die vom Hunger verschont blieben. Zwischen den Lagern war ein Grünstreifen von etwa 10 Metern Breite angelegt der zur besseren Kontrolle für die Posten vorgesehen war. Deshalb wurde das Tauschgeschäft durch Zurufe abgemacht und der Preis ausgehandelt. Bei einer Einigung wurde das Tauschobjekt verpackt und flog dann in hohem Bogen in das Arbeitslager. Wenn der Wurf zu kurz war bemühten sich die diensttuenden Franzosen das Ding zu erhaschen, was bei weitem nicht immer gelang, denn auf der anderen Seite waren Enterhaken in greifbarer Nähe um das gekaufte Ding unter dem Zaun ins Lager zu ziehen. Daß die Bewacher unter dem Gelächter der zahlreichen Zuschauer in Wutausbrüche ausarteten, die MP's entsicherten und den Lauf drohend auf den Stacheldrahtzaun legten war verständlich. Der Preis für das Tauschobjekt mußte auf die gleiche Art und Weise über die 10 Meter Hürde in die Gegenrichtung geflogen werden. Bei solch einer Aktion wurde einem französischen Wachesoldaten das geworfene

Päckchen buchstäblich vor der Nase von den Gefangenen im Arbeitslager mit dem Enterhacken unter dem Stacheldraht weggezogen und hatte nur das Nachsehen. Es war ein sehr schöner, warmer Frühsommertag und alles war auf dem Lagerplatz und schaute zu wie dem Franzosen das Päckchen entwich. Dann verging eine ganze Weile bis plötzlich der abgemachte Preis, ebenfalls ein Packet zu uns herüberflog. Das entging der Wache nicht, das wollten sie haben. Deshalb rissen sie die MP's von den Schultern und legten auf das Päckchen an. Alles floh über die Lagerstraße in die Zelte. Aber zwei Mann versteckten sich in der Latrine, die von den Posten nicht eingesehen werden konnte. Ein einziger Mann blieb auf dem Platze und ging unbeirrt auf und ab, denn er paßte auf seine Wäsche auf die zum trocknen an der Leine hing. Er wurde nun für das Packet von den Franzosen verantwortlich gemacht, das nun ganz allein und verlassen auf dem Platze lag. Dann rückte die Zeit der Wachablösung heran. Während nun den Neuen erklärt wurde was sich mit dem Päckchen abgespielt hatte und die zwei ihre MP's vom Zaun nahmen und umhängten stürmten die zwei Mann aus der Latrine, schnappten sich das Packet und rannten im Zick - Zack - Kurs zwischen die Zelte und die Franzosen hatten wieder einmal die sichere Beute verpaßt.

Das Verhältnis zwischen den Amerikanern und den Franzosen mußte nicht das Beste gewesen sein. Auf alle Fälle nicht unter den gewöhnliche Soldaten, denn diese führten sich eher als die Herren auf obwohl sie doch von den Amis sehr abhängig waren. So war ein Arbeits Team zum entfernen eines Erd - und Steinwalles, wie sie in der Normandie fast immer zwischen den Feldern sind, eingesetzt. Erst wurden die schweren Eichen gefällt und verarbeitet. Dann machte sich der Fahrer auf der Planierdraupe, ein amerikanischer Sergeant, an die Arbeit und schob die Erde und Steine sowie die Baumstrünke der gefällten Bäume zum Postenstand der Franzosen. Neugierig was da wohl gemacht wird sahen die Wachmänner vom 4 bis 5 Meter hohen Turm zu. Das war dem Ami zuviel, er mußte arbeiten und die Franzosen sahen ihm zu. Er fuhr mit der Schaufel unter einen Fuß des Turmes und hob ihn einfach an bis er schief genug war und er zusah wie schnell die zwei Männer auf der sicheren Erde waren.

Für Straffällige gab es die verschiedensten Arbeiten, wobei das zerkleinern von Steinen auf der Lagerstraße vor den Personalbaracken wohl die Schlimmste war. Zum ersten wurden sie immer beobachtet und konnten keine Minute Pause machen, zum anderen mußte die Arbeit bei jeder Witterung gemacht werden. Es gab aber auch eigene Cages mit Einmann - Zelten wo die Strafe bei Wasser und Brot abgesessen werden mußte. Zum Teil bis zu vier Wochen je nach Vergehen oder Diebstahl. Hier saßen hauptsächlich Leute aus den Arbeitskommandos die in Magazinen arbeiteten und die Möglichkeit hatten etwas mitlaufen zu lassen. Wer erwischt wurde mußte büßen. Die Versuchung war natürlich zu groß.

Nicht weit vom Lager entfernt war eine zerbombte Scheinwerfer - Batterie. Dort mußten wir einmal hingehen. Was zu machen war weiß ich nicht mehr. Zwischen den Überresten lagen noch Eierhandgranaten und ein Knäuel von Kabeln und Drähten. An den Bunkerdecken des Atlantikwalles waren kaum Schäden durch

die Bombardierung zu erkennen. Sonntags hatten wir meistens für eine längere Zeit Wasser für die Wäsche - und Körperpflege. Dann war an den Wascheinrichtungen Hochbetrieb. Anfänglich kamen dann auch Franzosen aus der Stadt um einen Besuch bei den Gefangenen mit Madame` den größeren Töchtern und Kindern zu machen und den Sonntagsausflug an den besiegten Bouches zu bereichern. Das hat aber schnell aufgehört, denn die Gefangenen hegten keine Hemmungen den Zaungästen den Allerwertesten entblößt anschauen zu lassen, denn die wenigsten hatten eine zweite Garnitur Unterwäsche und so mußte halt gewartet werden bis die Wäsche zum anziehen wieder trocken war. Im Lager wurde immer die Möglichkeit um Bekannte zu finden, wahrgenommen. Dazu eignete sich der Messebesuch hervorragend, da die Besucher aus den verschiedensten Cages des Lagers stammten. Bei einer dieser Gelegenheiten traf ich den H. J - Stammführer der LBA Feldkirch. In dieser mißlichen Lage sagte damals der spätere HS - Direktor aus Hohenems zu mir: „Ist denn alles was wir gemacht haben nichts gewesen?“ Die Jugend wurde ben verführt und das als Spiel aussehende war für Kriegsziele und zur vormilitärischen Ausbildung mißbraucht.

Im Juli zogen dann die Amis auf die Wachtürme da die Franzosen nach Indochina (Vietnam) verlegt wurden und für die Amerikaner doch zu oft und bei jeder nichtigen Gelegenheit schossen. Nun hatten wir Ruhe und keinen einzigen Toten mehr zu beklagen. Das Lagerleben nahm seinen eintönigen Verlauf. Am Morgen Kaffee holen, das Zelt aufräumen, um 10 Uhr zur Zählung antreten bis die richtige Zahl übereinstimmte mit dem Soll. Manchmal mußte mehrmals angetreten werden um sicher zu sein, daß auch wirklich niemand in der Nacht geflohen war. Die Zählorgane waren auch nicht immer die schlauesten Kerle. Mittags und abends Suppe holen und um 18 Uhr antreten zur Flaggenparade. Über die Lautsprecher wurde die französische und die amerikanische Hymne abgespielt und dann noch ein paar Nachrichten in deutscher Sprache durchgegeben. So erfuhren wir schon am Abend des 2. Mai, daß die Franzosen im Ländle einmarschiert waren. So lange der Krieg nicht beendet war erhielten wir pro Mann ein Kilo Brot pro Tag. Manchmal eine Tafel dunkle Schokolade von 100 gr., ein paar Kaugummi oder auch 5 Zigaretten oder eine C - Ration. Mit Kriegsende war damit Schluß. Das Brot wurde auf 14 Mann pro Kilogramm gekürzt, dabei war es nicht immer ganz einwandfrei, so daß es noch ungenießbaren Abfall gab. In den Suppen war nichts mehr als ein paar gekochte Maiskörner oder Fische aus Konserven. Wenn die Essen Ausgeber zu faul waren um ständig zu rühren war wirklich nichts mehr drin. Vor den Küchenbaracken konnte man bald Landser sehen die in den Abfällen nach etwas eßbarem wühlten. Vor allem in den Konservendosen könnte ja noch etwas sein. Dabei gab es gab es hie und da ein Gerangel, bis die Lagerpolizei einschritt und die Leute vertrieb. Hygienisch war diese Art von Hunger stillen sowieso nicht.

Im Juli wurde ich mit vielen anderen ins Lager 10, etwas näher bei der Stadt, auf halber Höhe gegenüber dem Lager 24. Am Lagereingang stand eine Beutekanone, fein säuberlich auf einem Betonfundament und davor eine ganze Reihe Jeeps, natürlich mit vollen Benzinkanistern bestückt. Von diesen haben sich einmal

vier SS - Leute bedient und haben einen Ausflug Richtung Heimat unternommen. In amerikanischen Drilichen sind sie bis östlich von Paris gefahren ohne daß sie angehalten wurden. Dort hatten sie einen Ausrutscher gebaut und wurden als unechte Amis erkannt und wieder nach Cherebourg zurückgebracht. Im Lager 10 waren dann auch gefangene Ungarn und Rumänen die das ganze Gras im Lager wie Kühe abgeweidet und davon ein Mischmasch von Essen zubereitet hatten. Als bald kamen sie weg. Dort sind auch die ersten Diebe, mit einer Tafel um den Hals gehängt : Ich habe meinen Kameraden bestohlen, an der Barackenwand der Lagerpolizei gestanden. Je nach dem ein, zwei, drei Tage. Die Verpflegung war hier auch nicht ausreichend. Einmal kauften wir uns eine einzige Zigarette Sechs Mann zusammen rauchten daran. Jeder konnte nur einen Zug machen höchstens zwei, dann mußte er sie weitergeben, um nicht umzufallen. Die Sterne sahen wir am helllichten Tage vor Hunger.

In den Zelten hatten wir gegenüber dem früheren Lager viel weniger Platz. Wir lagen bis zu 70 Mann in einem Zelt in dreier Reihen wie die Heringe in den Dosen. Alle mußten sich in die gleiche Lage hinlegen. Wenn einer sich umdrehte mußten sich alle wenden und wenn einer austreten ging mußte er auf seine zwei Nachbarn liegen die dann den Druck weitergaben und die anderen wieder näher zusammenrückten. Genesene, Gefangene mit Kopfverletzungen, unter einem dünnen Häutchen sah man das pulsieren der Adern und Bewegungen des Hirnes, lagen im Mittelgang, wie ich mich noch gut zurückerinnern kann. In diesem Lager lernte ich den Hohenemser Gottlieb Linder und den Götzner Franz Eisterer, der im Lager 24 auch eine Zeit lang in einem Nachbarzelt lag und seine zwei OT - Kameraden Bruno Mähr aus Kennelbach und den Innsbrucker Wendel kennen. Diese Männer waren alle schon an die fünfzig Jahre alt.

In einem angrenzenden Nebencage waren HIWIS russische Männer, die an der Seite der Deutschen Wehrmacht gegen den Kommunismus kämpfen sollten, allerdings an der Westfront eingesetzt waren. Eines morgens hieß es für sie austreten. Dann mußten sie den Grund errahnt oder erfahren haben, denn mit allen Mitteln versuchten sie wieder in ihr Cage zurückzukehren. Die Amis mußten schließlich Gewalt anwenden und mit Kolbenhieben die Leute heraustreiben. Dann wurden sie zum Bahnhof eskortiert und in geschlossene Viehwaggons verladen, die Türen verriegelt und nach Rußland deportiert. In Cherebourg hatten diese Männer, zwar gruppenweise, Ausgang in amerikanischen Uniformen mit dem Sowjetstern an der Mütze gekennzeichnet und eine bessere Verpflegung als wir. Dieser Stern wurde ihnen nun zum Verhängnis.

Allmählich wurde nun die Verpflegung besser und auf das Angebot einer Arbeit meldete ich mich auch zum ausladen eines englischen Kohlenschiffes für einen französischen Händler. Im Zweischicht Betrieb, wobei jede Gruppe versuchte noch die bessere Leistung nach Möglichkeit zu erbringen, schufteten wir um ein bißchen bessere Verpflegung, sonst aber um Gottes Lohn. Wir hatten eine französische Bewachung auf dem Schiff die sich als bald mit uns in Tauschgeschäfte einließ, denn wir hatten gute Seife zum Tausch gegen Brot. Nur der Korporal,

wahrscheinlich war er der Vorgesetzte unserer Bewacher wollte das verhindern. Deshalb haben uns seine eigenen Kameraden vor ihm gewarnt und sind selbst Schmiere gestanden. So lernten wir auch gute Franzosen kennen. Die Bewacher waren mit uns sehr human und hilfsbereit, obwohl sie auch nicht viel übriges hatten. Es war einmal ein Erlebnis nach Monaten aus dem Stacheldraht herauszukommen, andere Menschen zu sehen, einmal die Stadt auch innen zu erleben und zu durchfahren und das Gefühl zu haben frei zu sein, kein Gefangener. In einer Schichtpause waren wir auf dem Oberdeck mit der englischen Besatzung. Vom weiter vorn am Kai liegenden, französischen Kriegsschiff, es soll die deutsche Prinz Eugen gewesen sein die sich den Franzosen ergeben mußte, kamen Matrosen und wollten von den Engländern Zigaretten abkaufen, was diese aber strikt ablehnten. Statt dessen verteilten sie eine Schachtel an uns Gefangene. Die Amerikaner machten auch den Transport von und zur Arbeit. Bei der nächtlichen Fahrt ins Lager fuhren sie, wenn französische Soldaten unterwegs waren absichtlich in die Wassertümpel und duschten diese ab.

Inzwischen war der Sommer verstrichen. Sommer kann man nicht in dem Sinne sagen wie wir ihn bei uns erleben mit meist Schönwetter Perioden, denn in Cherebourg wechselte das Wetter mit Regen und Sonnenschein alle paar Stunden ab. Zu unserer Freude und nach verschiedenen Latrinenparolen wurden wir, nachdem die ehemaligen Ostmärker zusammengezogen wurden am 25. September in offene Viehwaggons am Bahnhof in Cherebourg verladen. Dazu eine Episode: Walter Wieser vom Hotel Stern in Frastanz war schon längere Zeit bei einem amerikanischen Offizier als Ordonanz, der zu dieser Zeit in England auf Dienstreise war und daher die Freigabe vom Dienst nicht geben konnte. Walter hatte Angst er könnte nicht nach Hause kommen, denn das Gerücht einer Entlassung war Brand aktuell. So hat er es mit Beschimpfungen soweit gebracht, daß er im Arrest, genannt Sing - Sing, nach einem amerikanischen Militär Gefängnis, eingesperrt wurde. Als wir an jenem 25. September zum Bahnhof zogen stand Walter am Lichterkranz und weinte bitterlich.

Mit etwas Stroh auf dem Boden und mit 50 Mann pro Waggon belegt ging es von Cherebourg weg nach Süden. Über Paris, den Eiffelturm konnte man gerade noch im Dunst erkennen, und Bar Le Duc erreichten wir Stenay in Lothringen. Wie unbeliebt auch wir waren demonstrierte ein Schnellzugslock Heizer auf der zwei geleisigen Strecke von Paris nach Bar Le Duc. Als er sah, daß Gefangene Buoches in den offenen Waggons waren schaufelte er so schnell er nur konnte die glühende Kohle aus dem Schürloch der Lock und schmiß sie uns in das Stroh. Wir waren aber nicht ganz untätig geblieben sondern sammelten die glühenden Brocken und lieferten sie über die Bordwände ab. Ein andermal wurden wir nachts geduscht indem wir im Schrittempo unter einer, für die Dampflocks so wichtigen Wassersäule durchgefahren wurden. Von Brücken flogen auch Steine und alles was nicht gerade nagelfest war in die offenen Waggons. Die österreichische Rot Weiß Rote Fahne war kein Schutz und mußte eingezogen werden. Wenn wir in

Bahnhöfen Halt machten verhiderten die amerikanischen Begleiter jeden Kontakt mit der Bevölkerung, wenn notwendig mit Schreckschüssen.

Am Lagereingang in Stenay stand gleich auf dem ersten Zelt, das wie ein Zirkuszelt bemalt war: Der eine kommt, der andere geht, so lange sich die Erde dreht. An der Maas herrschte ein regennasser Herbst. Die Lagerstraßen waren Schlammwege. Die Schuhe blieben in dem zähen Morast stecken, wenn man sie nicht zugeschnürt hatte, oder wenn man es wagte sie nicht zu schnüren konnte man sie leicht verlieren. Die Verpflegung bestand immer aus der gleichen Suppe. Eine Woche wurden geschnittene Zwiebeln im Wasser gekocht, die andere Woche waren Fische aus Konservendosen in heißem Wasser gekocht. Dazu gab es für vier Mann ein Kilo Brot, dann und wann einen Schokoriegel. Um den Tag um die Ohren zu hauen wurde mit handgemachten Jaßkarten gespielt, von morgens bis abends. Selbst auf dem Weg zum Essen fassen wurde noch beim anstehen gespielt. Die Jaßkarten waren aus Böden und Deckeln der Schokolade Riegel, einseitig gewachst für den Transport über das Meer und die längere Haltbarkeit des Inhaltes, gemacht. Die andere Seite war Kunstvoll den Original Salzburger Karten nachgemacht. So verging auch der Oktober. Anfangs November kam dann gleich eine freudige Nachricht: Die Entlassung stehe bevor, denn in Österreich sollen die ersten freien Wahlen nach dem Kriege sein. Als erstes wurde ein Transport in die russische Zone von Wienern und Burgenländern abgeschickt. Doch dieser Transport war nach drei Tagen wieder im Lager, was wir mit Schrecken feststellen mußten. Die russische Besatzungsmacht hatte die Gefangenen nicht angenommen. So wurde an der deutschen Grenze bei Freilassung wieder kehrt gemacht. Um den Kommunisten die Chance zu einem Gewinn der Wahlen zu nehmen wurden die westlichen Zonen mit Gefangenen sozusagen beliefert. Dieser Termin müßte auch in Cherebourg bekannt gewesen sein, denn Walter Wieser wurde von einem amerikanischen Fahrer im Jeep nach Stenay gebracht um mit uns entlassen zu werden. Deshalb wurden wir am 6. November in geschlossenen Viehwaggons, wohlgermerkt nicht verschlossenen, über Straßburg - Kehl am Rhein, - Offenbach - den Schwarzwald - nach Lindau und dann nach Bregenz gefahren. Hier sahen wir die Zerstörungen an der Klause und die Schäden bei der Beschießung der Landeshauptstadt besonders im Bahnhofsbereich und der Kaiserstraße. Wir fuhren weiter durch das Land. An den Bahnhöfen konnte mancher eine Nachricht an die Angehörigen hinterlassen, um von der baldigen Heimkehr zu wissen. In Bludenz hatte sich das schon herumgesprochen, daß ein Transport mit Heimkehrern aus Frankreich unterwegs sei. Es waren auch viele Leute da, die schauten ob nicht ein Angehöriger, Verwandter oder Bekannter unter ihnen sei. Vorerst ging aber die Fahrt weiter Richtung Innsbruck. Dort war im ausgebombten Hotel Arlbergerhof die Entlassungsstelle. Nach einer Nacht voller Spannung ob es nun doch zur Entlassung kommt, oder ob die Franzosen eventuell doch noch billige Arbeitskräfte benötigen würden erhielten wir tatsächlich die Entlassungsscheine, sodaß ich am 9. November nach genau einem halben Jahr Gefangenschaft im Laufe des frühen Nachmittages die Heimreise antreten konnte. Kurz vor Mitternacht stiegen wir zu sechs Mann in Schwarzach aus dem Zug.

Trotz nächtlicher Ausgangssperre wagten wir, immer die Nebenstraßen benützend nach Bildstein zu gehen. Ein Jahr und vier Monate nach dem einrücken zum Arbeitsdienst und vielen Stationen im letzten Jahr des 2. Weltkrieges war ich wieder zu Hause. Diese Zeit als Soldat möchte ich in meinem Leben allerdings nicht vermissen.

Als am 6. Juni 1944 die Alliierten Armeen in der Normandie zum großen Angriff auf die Festung Europa antraten und unter schweren Verlusten jeden Quadratmeter Boden erkämpfen und erobern mußten sangen die deutschen Soldaten in Schnadahüpfelmanier ein Lied deren erste zwei Strophen mir noch in Erinnerung geblieben sind:

Am sechsten Juni um Mitternacht,
Da gab es plötzlich großen Krach.
Der Ami kam, wie erwartet schon.
Zap - zapsilon bei der Invasion.

Lastensegler, Fallschirmspringer,
und so viele andere Dinger,
Bombenteppich monoton,
Zap - zapsilon bei der Invasion.

Zu dieser Zeit war ich noch in der Schule und habe nicht geahnt, daß es mich im Laufe einer so kurzen Zeit auch in die Nähe jenes Geschehens verschlagen könnte.

LANDSER VORWÄRTS!

Jetzt seid Ihr auf dem Vormarsch – Grenadiere, Panzergrenadiere, Fallschirmjäger. Jetzt, endlich, dürft Ihr wieder einmal nach vorwärts blicken. Vor Euch liegen die Ziele, die Euch Eure Führung verheißen hat: Antwerpen, Brüssel, Verdun, Paris.

Ein berühmter deutscher General hat gesagt: „Soldaten! blickt niemals nach rückwärts! Auch dieses Flugblatt rät Euch: Blickt nicht nach rückwärts! Denn hier ist das Bild, das sich hinter Euren Linien bietet. Euer Nachschub an Mann und Material kam über

7 Eisenbahnlinien und 7 Eisenbahnbrücken!

Viele von Euch erinnern sich noch an ihre Namen. An die Eisenbahnbrücken bei Euskirchen, Ahrweiler, Mayen, Eller, Bullay, Pfalzel und Konz-Karthaus.

Von 7 Brücken sind heute 5 Ruinen

Die amerikanischen Luftstreitkräfte haben sie in den letzten Tagen vernichtet. Zwei weitere Brücken sind schwer beschädigt worden und müssen erst repariert werden. Euer Nachschub und Euer Einsatz muß heute zum größten Teil mittels LKW,s an die Front gebracht werden – oder die Landser müssen in den Einsatz marschieren. Fragt einmal Eure Offiziere was die Namen

Euskirchen

Ahrweiler

Mayen

Eller

Bullay

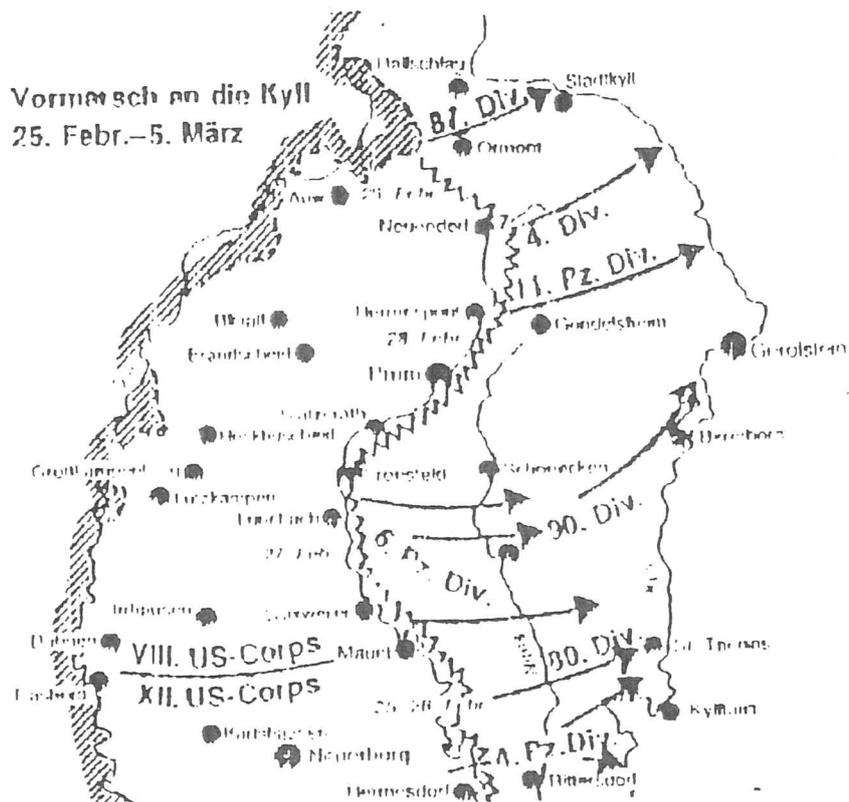
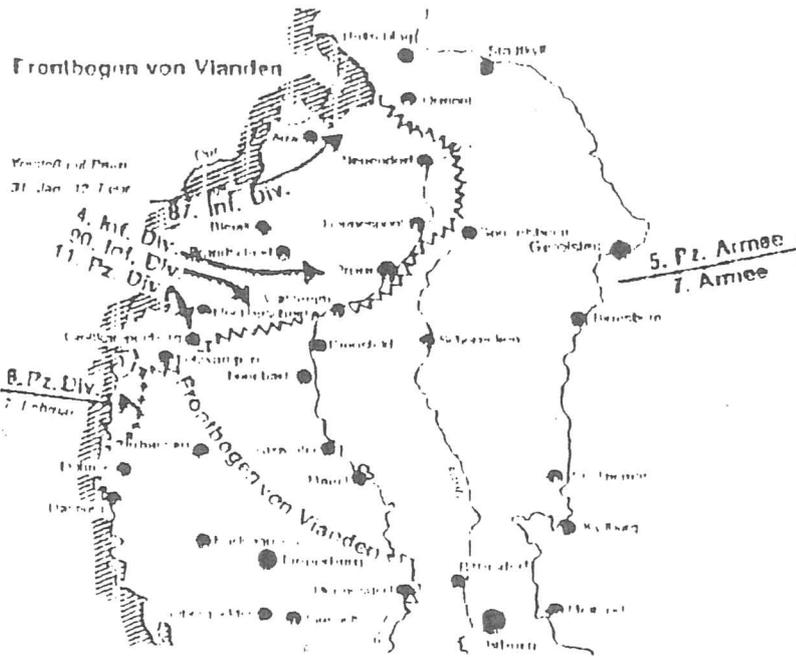
Pfalzel und Konz Karthaus

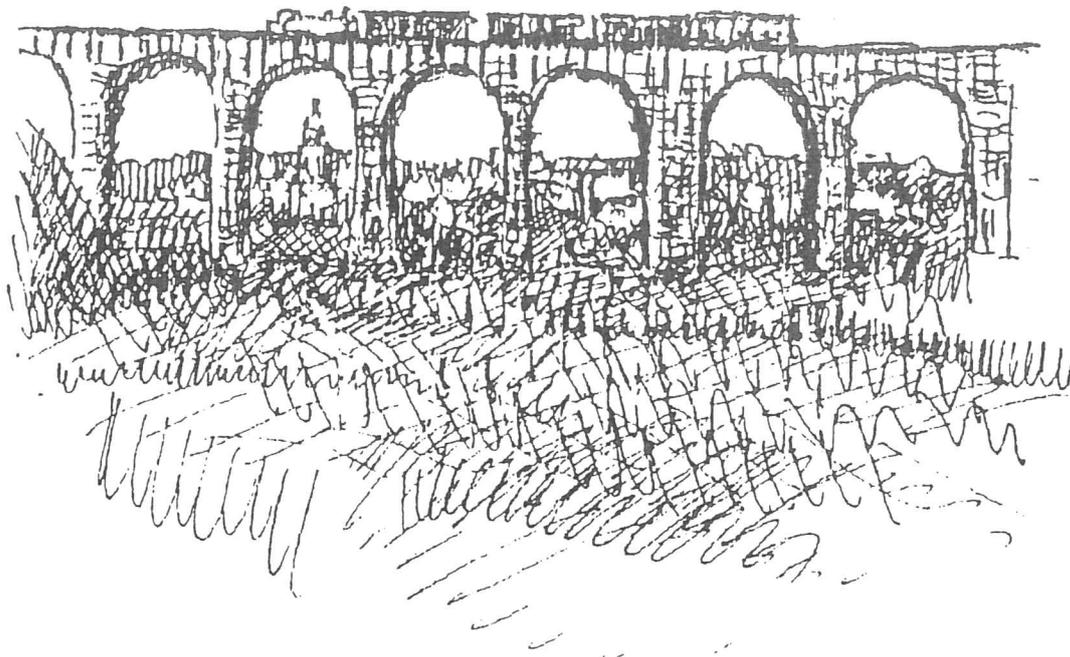
für Euch bedeuten.

Eure Offiziere werden Euch die Antwort geben: Landser blickt nicht nach rückwärts!

Der Bericht der US-Army zu den Kämpfen in der Schnee-Eifel2

Die angreifenden Amerikanischen Panzer- und Infanteriedivisionen an der Kyllstellung im südlichen Raum von Geroldstein bis zur Stadt Kyll im Norden.





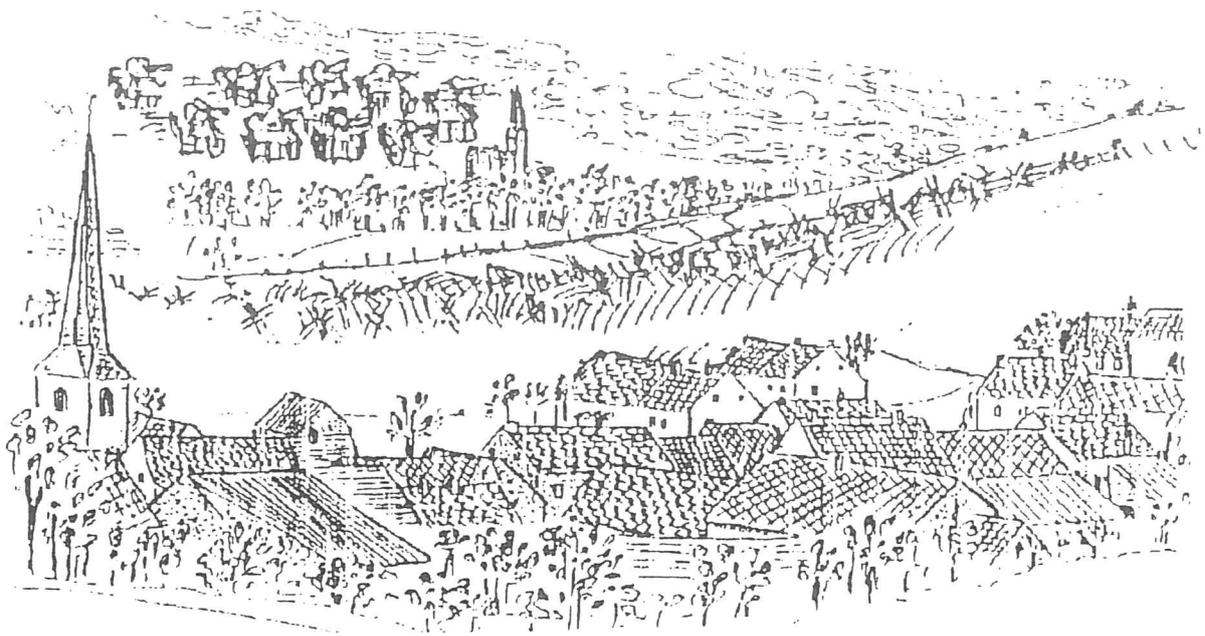
Das Hillesheimer Eisenbahn-Viadukt wie ich es noch von 1945, auf dem Marsch von Birgel nach Bolsdorf, in Erinnerung habe.

Berichte aus den „Bolsdorfer Hefte“, Nr. 5 1995

Am 05. März 1945 wurden die Bahngeleise der Strecke Trier – Köln von der Wehrmacht gesprengt.

Das Unheil nahm seinen Lauf: In der folgenden Nacht wurden die Kyll – und Eisenbahnbrücken gesprengt und auch das große Viadukt bei Hillesheim. Hauptkampftag an der Kyllstellung war der 6. März 1945. Wer ein Auge Richtung Niederbettingen riskierte, sah was los war. Viele Panzer waren dort im Flur aufgefahren und hielten die Kyllstellung, Dohm und Lammersdorf unter ständigem Feuer.

Der Durchbruch gelang an diesem Tage nicht. Für den 7. März 1945 wurden über Funk Bombenangriffe angekündigt, für den Fall, daß der Sprung über die Kyll nicht gelingen würde. Mit Phosphorgranaten wurden in mehreren Gehöften verherende Brände hervorgerufen: Scheunenbrände waren zu vermelden bei Anton Endres, Hubert Eich, Geschwister Weber, Nikolaus Schnitzler, Josef Sprünker und Nikolaus Hentges.



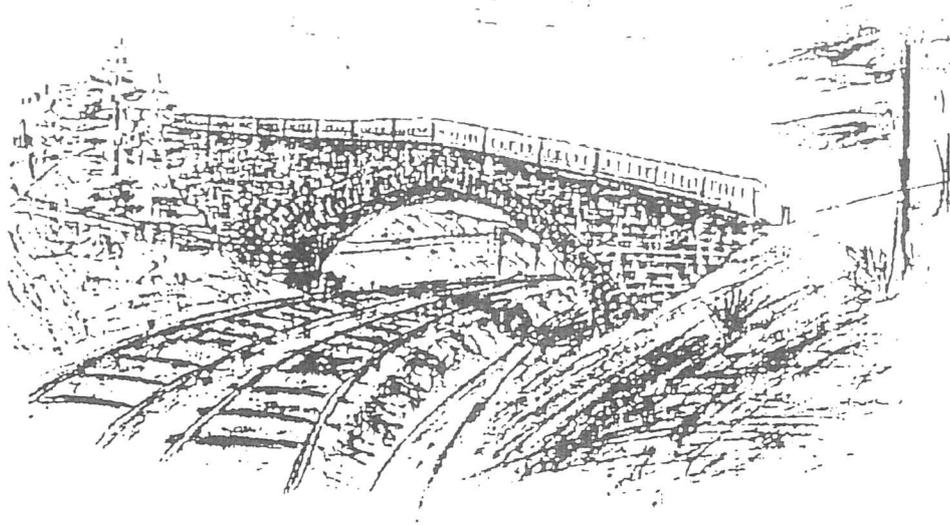
Blick vom Aulerberg über Nieder-Bettingen zu den Rother Bergen, von denen aus die Amerikaner mit Panzern und Infanterie am 06.März 1945 Bolsdorf angriffen.

In der Kyllstellung leisteten die wenigen Soldaten der 5. Fallschirmjägerdivision hartnäckigen Widerstand. Die Angreifer hatten hohe, blutige Verluste.

Während die Scheunen lichterloh brannten, wurde versucht das Vieh noch rechtzeitig aus den Ställen zu treiben. Die Bolsdorfer jeden Alters hatten derweil angstvoll Schutz in den Kellern zwischen Kartoffeln und Rüben gesucht. Mehrere Familien hausten dort zusammen auf notdürftigste Art und Weise. Nicht alle Keller des Dorfes galten als einschlagsicher.

Am Abend des 6.März 1945 hatten sich die US-Soldaten wieder aus Niederbettingen zurückgezogen, das Feuer der Panzer und der Infanterie auf die Kylldorfer hielt die ganze Nacht an. Durch Verwendung von Leuchtpurgeschossen konnte man den Weg derselben genau verfolgen.

Am 7.März 1945 setzte man zum endgültigen Stoß über die Kyll an.

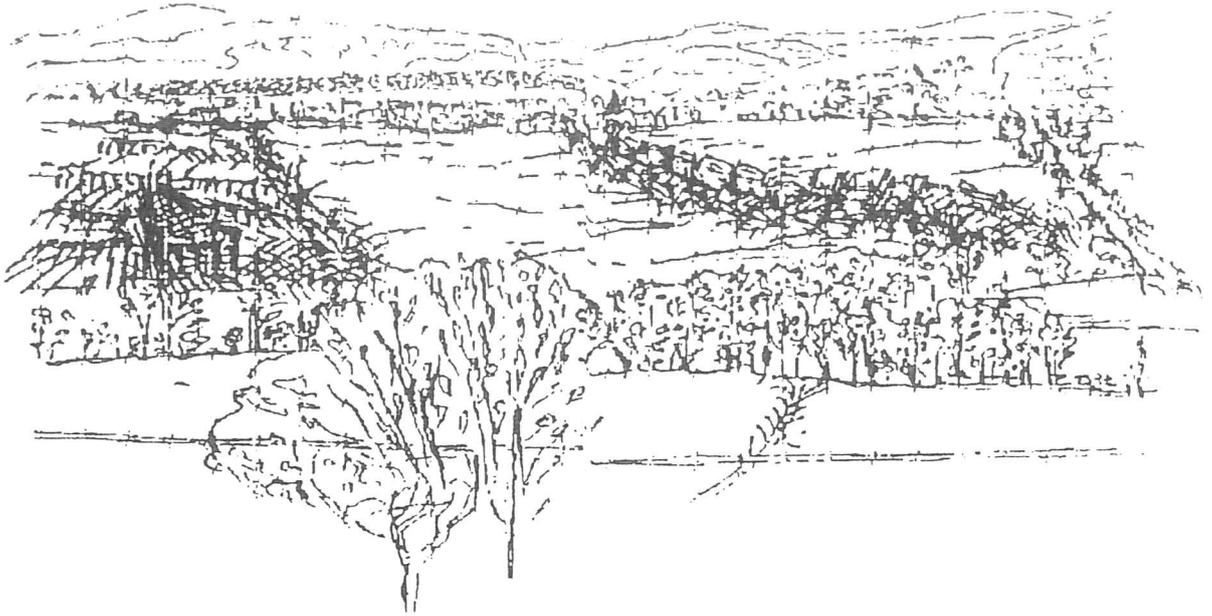


Die Brücke „op Schleed“, über die Bahnlinie von Hillesheim nach Gerolstein. Unter dieser Überführung war der Dornbirner Bene Rhomberg mit seinem Maschinengewehr in Stellung und ich wurde von einem Arzt versorgt und erhielt gleich eine Tetanuspritze gegen Wundstarrkrampf.

Besonders in den letzten Kriegsmonaten fielen auch in unserer Gegend viele Bomben. Am 27. Januar 1945 trafen zwei Bomben unser Dorf, wodurch das Haus und Stall von Josef Sprünker sowie Scheune und Stall von Nikolaus Berens vollständig in Trümmer gelegt wurden. Die umliegenden Gebäude, darunter besonders die Häuser von Peter Fink und Nikolaus Schnitzler, wurden stark beschädigt. Im Hause Sprünker wurden die 20-jährige Tochter Rosa Sprünker sowie zehn Militärpersonen getötet, die dort im Quartier waren.

In den ersten Märztagen des Jahres 1945 näherten sich die amerikanischen Truppen unserem Dörfchen. Am 3. März 1945 nachmittags gegen 5 Uhr erhielt Bolsdorf eine Anzahl Treffer. Einer davon traf daß Gehöft Nikolaus Meyer-Drückes.

Herr und Frau Meyer waren beim Vieh füttern und wurden beide verwundet. An der schweren Verletzung starb Herr Meyer nach einigen Stunden im Keller. Sein ganzer Viehbestand mußte wegen Verletzungen abgeschlachtet werden. Herr Anton Endres wurde durch Granatsplitter am Auge verletzt und erblindete.



Der Panzergraben (mitte) an der Kyll (ganz rechts), gesehen von der „ Pees“ in Richtung Dohm (ganz links). An der Kyll sollte der Vormarsch der gegnerischen Angriffsdivisionen gestoppt werden.

Die Kampfhandlungen im März 1945 um und im Kreis Daun aus der Sicht der beteiligten amerikanischen Einheiten.

Nach Gelingen der Invasion in Frankreich und dem Vorstoß zur deutschen Westgrenze wurde im Eilverfahren der „ Westwall „ bestückt und wieder hergerichtet und ab September 1944 entlang der Kyll die sogenannte „Kyllstellung „ gebaut. Schanzarbeiter vom Hunsrück und von der Saar, aber auch Hitlerjugend, war hier im Herbst 1944 im Einsatz, um Panzergräben, Bunker, Laufgräben und Stellungen am Ostufer dieses Flußlaufes mit vielfach primitiven Mitteln zu bauen.

Diese Stellung hatte verteidigungspolitisch gegen die hochtechnisch ausgerüstete US-Armee einen geringen Wert, zudem wurde sie durch den einbrechenden Winter und durch das fehlen von Material nie fertig. Interessant ist es, die Berichte der damals im hiesigen Raum eingesetzten US-Kampfeinheiten nachzulesen. Hier Auszüge aus den Kampfberichten:

05.März 1945

Schwierigkeiten gab es gleich , weil man die Oos-Brücke zerstört vorfand. Am frühen Abend wurde das Problem , die Kyll zu überqueren und dann sehr schnell nach Osten weiterzuziehen, zwischen dem 8. Corps und der 4. Infanterie Division besprochen. Mündliche Änderungen wurden ausgeführt, nämlich: die Hügel westlich des Flusses gegenüber von Bettingen sollten eingenommen werden und die 4. Inf. Div. sollte bei der Überquerung Unterstützung erhalten.

Schwierigkeiten gab es gleich , weil man die Oos-Brücke zerstört vorfand. Am frühen Abend wurde das Problem , die Kyll zu überqueren und dann sehr schnell nach Osten weiterzuziehen, zwischen dem 8. Corps und der 4. Infanterie Division besprochen. Mündliche Änderungen wurden ausgeführt, nämlich: die Hügel westlich des Flusses gegenüber von Bettingen sollten eingenommen werden und die 4. Inf. Div. sollte bei der Überquerung Unterstützung erhalten.

06. März 1945

Um 4,35 Uhr wurde der zweite wichtige Hügel nördlich der Oos eingenommen. Die Kampfgruppe griff um 6,30 Uhr erneut an und ging im Westen durch Duppach und griff dann im Nordosten an. um gegen 15,00 Uhr Oberbettingen anzugreifen. Die Kyllbrücke wurde vom Feind in die Luft gesprengt, als die Soldaten in den Ort einrückten. Geringer Widerstand und regennasses Wetter waren unterwegs die einzigen Hindernisse. Mindestens 200 Soldaten der 5. Fallschirmjäger Division hatten sich auf den Hügeln der anderen Flußseite eingegraben. Viele dieser Männer waren mit Scharfschützengewehren ausgerüstet, die jede Bewegung im Gelände erschwerten. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit durchwateten Infanteristen die Kyll, zwangen die Fallschirmjäger aus ihren Positionen und bauten einen kleinen Brückenkopf aus.

In der Zwischenzeit überquerte die Einsatzgruppe eine von der Truppe gebaute Brücke die bei Oos, griff nördöstlich durch Kalenborn und Roth an, stieß auf geringen Widerstand und nahm Niederbettingen um 11 Uhr ein. Die Brücke über die Kyll war zu diesem Zeitpunkt zerstört. Infanteristen durchwateten die Kyll um südlich in der Nähe von Dohm einen Brückenkopf aufzubauen. Panzereinheiten mit mittelgroßen Panzern überquerten die Kyll erfolgreich, aber über Nacht wurde diese Furt undurchquerbar.

Obwohl von jeder Einheit ein begrenzter Brückenkopf gebildet war, konnte keiner schnell genug ausgebaut werden, wegen des nassen Wetters, der Anti-Panzerverteidigung, der Panzergräben und Minen. Die Artillerie unterstützte weiterhin die Kampfgruppe. Feindliche Stützpunkte am östlichen Kyllufer in der Nähe von Hillesheim waren typische Hauptziele. Konzentrierte Beschießung erfolgte den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht um die Übergangsstellen freizuhalten. Die zu Fuß folgende 4. Infanterie Division sollte die Kampfgruppe ablösen, die bereits bestehenden Brückenköpfe erweitern, und bei Niederbettingen in der Nacht vom 6. auf den 7. März 1945 eine Brücke bauen. Jedoch waren bis Mitternacht noch keine Truppen zur Ablösung eingetroffen. Eine andere Einheit erhielt den Befehl, am 7.3.1945 bei Oberbettingen eine Brücke über die Kyll zu bauen. Da erhielt die Einheit vom 8. Corps um 20,00 Uhr die Nachricht, daß Gerolstein eingenommen sei. Es wurde ein neuer Plan in Angriff genommen. Durch die 90.

Infanterie Division wurde während der Nacht eine Brücke bei Lissingen über die Kyll gebaut.

7. März 1945

Während der frühen Morgenstunden des 7.3.1945 arbeitete eine Truppe fieberhaft um die Brücke über die Kyll bei Oberbettingen fertig zu stellen. Es gab Probleme mit den Stützpfählern und nassem Wetter. Die Zeit der Fertigstellung wurde immer wieder verschoben. Um 12 Uhr war die Brücke immer noch nicht fertig. In der Zeit von 3,00 bis 4,00 Uhr in der Frühe wurde die Kampfgruppe östlich der Kyll durch Teile der 4. Infanterie Division abgelöst.

Ein Gegenangriff der Fallschirmjäger während der Ablösung wurde abgeschlagen. Um bei dem Brückenbau zu helfen, aber auch um die Aufmerksamkeit vom Brückenbau bei Oberbettingen abzulenken wurde eine Sondereinheit mit mittleren Panzern zusammengestellt, und zwar östlich der Kyll gegenüber Dohm, um erneut Hillesheim anzugreifen. Die Fertigstellung der Brücke bei Lissingen änderte die Lage jedoch und um 13,30 Uhr kam der Befehl die Arbeiten zur Überquerung des Flusses bei Oberbettingen einzustellen und nach Süden zur 90. Inf. Div. zu ziehen.

Nachdem Gerolstein am 6.3.1945 durch die 90. Inf. Div. eingenommen war, konnte diese die Brücke bei Lissingen fertigstellen. Die Einheiten erhielten den Befehl, über die fertiggestellte Brücke durch den Brückenkopf der 90. Inf. Div. hindurch Kehlberg anzugreifen. Die Einheiten marschierten durch die Linien der 90. Inf. Div. entlang der Linie Lissingen – Gerolstein – Pelm. Regen und Schnee hatten die Landschaft zu Morast und Sumpf gemacht. Bei Pelm wurde eine blockierte Straße umgangen, indem man durch Kirchweiler und Hinterweiler zog. Der erste Feindkontakt war mehrere Kilometer hinter Pelm. Leichten Widerstand gab es auch bei Hinterweiler wo etwa hundert Gefangene gemacht wurden.

Der Durchbruch gelang bei Dockweiler, wo mehrere Panzer abgeschossen wurden. Zudem wurden hier viele Infanteristen getötet. Dreis und Boxberg wurden trotz leichten Widerstandes eingenommen, aber schwerer Widerstand mit Geschützen, Nebelwerfern, Panzerfäusten und automatischen Waffen hielt die Einheit bei Kehlberg zurück.

Diese kritische Stelle, ein Höhenzug zwischen Kyll und Rheintal war die letzte Hoffnung der Deutschen. Kehlberg wurde nach einem kombinierte Angriff von Panzern und Infanterie, unterstützt von Artillerie, gegn 18.30 Uhr am 7.3.1945 eingenommen und der Durchbruch somit beendet. Der Feind verlor 4 Panzer, zahlreiche Fahrzeuge und 207 Soldaten. Unsere eigenen Verluste waren 5 Panzer und 14 Tote, darunter der Kommandant des Sonderkommandos. Mit der Einnahme von

Mit der Einnahme von Kehlberg wurde wegen totaler Dunkelheit gegen 20 Uhr 15 der Angriff für diese Nacht eingestellt

Übersetzt und entnommen aus: „After Action Report“ 11. Armored Division 1.3. – 31.3. 1945. Date: 10. August 1945 – Secret

Die Kampfhandlungen im März 1945 um und im Kreis Daun aus der Sicht der beteiligten amerikanischen Einheiten

Nach Gelingen der Invasion in Frankreich und dem Vorstoß zur deutschen Westgrenze wurde im Eilverfahren der „Westwall“ bestückt und wieder hergerichtet. Und ab September 1944 entlang der Kyll die sogenannte „Kyllstellung“ gebaut. Schanzarbeiter vom Hunsrück und von der Saar, aber auch Hitlerjugend war hier im Herbst 1944 im Einsatz, um Panzergräben, Bunker, Laufgräben und Stellungen am Ostufer des Flusslaufes mit vielfach primitiven Mitteln zu bauen. Diese Stellung hatte verteidigungspolitisch gegen die hochtechnisch ausgerüstete US-Armee einen geringen Wert, zudem wurde sie durch den einbrechenden Winter und das Fehlen von Material nie fertig.

Interessant ist es, die Berichte der damals im hiesigen Raum eingesetzten US Kampfeinheiten nachzulesen. Hier Auszüge aus den Kampfberichten.>

5: März 1945. Schwierigkeiten gab es gleich, weil man die Oos-Brücke zerstört vorfand. Am frühen Abend das Problem, die Kyll zu überqueren und dann sehr schnell nach Osten weiterzuziehen, wie zwischen dem 8. Korps und der 4. Infanteriedivision gesprochen. Mündliche Änderungen wurden ausgeführt, nämlich: Die Hügel westlich des Flusses gegenüber von Bettingen sollten eingenommen werden und die 4. Inf. Division sollte bei der Überquerung Unterstützung erhalten

6. März 1945 Um 4 Uhr 35 wurde der zweite wichtige Hügel nördlich der Oos eingenommen. Die Kampfgruppe griff um 6 Uhr 30 erneut an und ging im Westen durch Dupbach und griff dann im Nordosten an, um gegen 15 Uhr 00 Oberbetingen anzugreifen. Die Kyllbrücke wurde vom Feind in die Luft gesprengt, als die Soldaten in den Ort einrückten. Geringer Widerstand und regennasses Wetter waren unterwegs die einzigen Hindernisse. Mindestens 200 Soldaten der 5. Fallschirmdivision hatten sich auf den Hügeln der anderen Flussseite eingegraben. Viele dieser Männer waren mit Scharfschützengewehren ausgerüstet die jede Bewegung im Gelände erschwerten. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit durchwateten Infanteristen die Kyll, zwangen die Fallschirmjäger aus ihren Positionen und bauten einen Brückenkopf aus.

In der Zwischenzeit überquerte die Einsatzgruppe eine von der Truppe gebaute Brücke bei Oos, griff nordöstlich durch Kalenborn und Roth an, stieß auf geringen Widerstand und nahm Niederbetingen um 11 Uhr 00 ein. Die Brücke über die Kyll war zu diesem Zeitpunkt zerstört. Infanteristen durchwateten die Kyll um südlich von Dohm einen Brückenkopf aufzubauen. Panzereinheiten mit mittelgroßen Panzern überquerten die Kyll erfolgreich, aber über Nacht wurde diese Furt undurchquerbar.

Obwohl von jeder Einheit ein begrenzter Brückenkopf gebildet war, konnte keiner schnell genug ausgebaut werden, wegen des nassen Wetters, der Anti-Panzerverteidigung, der Panzergräben und Minen. Die Artillerie unterstützte weiterhin die Kampfeinheit. Feindliche Stützpunkte am östlichen Kyllufer, in der Nähe von Hillesheim waren typische Hauptziele. Konzentrierte Beschießung erfolg

te durch den ganzen Vormittag und die ganze Nacht, um die Übergangsstellen frei zu halten. Die zu Fuß folgende 4. Infanterie Division sollte die Kampf Einheit ablösen, die bereits bestehenden Brückenköpfe erweitern und bei Niederbettingen in der Nacht vom 6. auf den 7. März 1945 eine Brücke bauen. Jedoch waren bis Mitternacht noch keine Truppen zur Ablösung eingetroffen. Eine andere Einheit erhielt den Befehl am 7. März 1945 bei Oberbettingen eine Brücke über die Kyll zu bauen. Da erhielt die Einheit vom 8. Korps um 20 Uhr 00 die Nachricht, dass Gerolstein eingenommen sei. Es wurde ein neuer Plan in Angriff genommen. Durch die 90. Infanterie-Division wurde während der Nacht eine Brücke bei Lissingen über die Kyll gebaut.

7. März 1945 Während der frühen Morgenstunden des 7. März 1945 arbeitete eine Truppe fieberhaft um die Brücke über die Kyll bei Oberbettingen fertig zustellen. Es gab Probleme mit den Stützpfählern und nassem Wetter. Die Zeit der Fertigstellung wurde immer wieder verschoben. Um 12 Uhr 00 war die Brücke immer noch nicht fertig. In der Zeit von 3 Uhr 00 bis 4 Uhr 00 in der Früh wurde die Kampfgruppe östlich der Kyll durch Teile der 4. Infanterie-Division abgelöst.

Ein Gegenangriff der Fallschirmjäger während der Ablösung wurde abgeschlagen. Um bei dem Brückenbau zu helfen, aber auch um die Aufmerksamkeit vom Brückenbau bei Oberbettingen abzulenken wurde eine Sondereinheit mit mittleren Panzern zusammengestellt und zwar östlich der Kyll gegenüber Dohm, um erneut Hillesheim anzugreifen. Die Fertigstellung der Brücke bei Lissingen änderte die Lage. Jedoch um 13 Uhr 00 kam der Befehl, die Arbeiten zur Überquerung des Flusses bei Oberbettingen einzustellen und nach Süden zur 90. Infanterie-Division zu ziehen.

Nachdem Gerolstein am 6. März 1945 durch die 90. Infanterie-Division genommen worden war, konnte diese Einheit die Brücke bei Lissingen fertig stellen. Die Einheiten erhielten den Befehl über die fertig gestellte Brücke durch den Brückenkopf der 90. Division hindurch Kehlberg anzugreifen. Die Einheiten marschierten durch die Linien der 90. Infanterie-Division entlang der Linie Lissingen – Gerolstein – Pelm. Regen und Schnee hatten die Landschaft zu Morast und Sumpf gemacht. Bei Pelm wurde eine blockierte Straße umgangen, indem man durch Kirchweiler und Hinterweiler zog. Der erste Feindkontakt war mehrere Kilometer hinter Pelm. Leichten Widerstand gab es auch bei Hinterweiler, wo zirka 100 Gefangene gemacht wurden.

Der Durchbruch gelang bei Duckweiler, wo mehrere Panzer abgeschossen wurden. Zudem wurden hier viele Infanteristen getötet. Dreis und Boxberg wurden trotz leichtem Widerstand eingenommen, aber schwerer Widerstand mit Geschützen, Nebelwerfern, Panzerfäusten und automatischen Waffen hielt die Einheit bei Kehlberg zurück.

Diese kritische Stelle, ein Höhenzug zwischen Kyll und Rheintal war die letzte Hoffnung der Deutschen. Kehlberg wurde nach einem kombinierte Angriff von Panzern und Infanterie, unterstützt von Artillerie gegn 18 Uhr 30 am 7. März

1945 eingenommen und der Durchbruch somit beendet. Der Feind verlor 4 Panzer, zahlreiche Fahrzeuge und 207 Soldaten. Unsere eigenen Verluste waren fünf Panzer und 14 Tote, darunter der Kommandant des Sonderkommandos. Mit der Einnahme von Kehlberg wurde wegen totaler Dunkelheit gegen 20 Uhr 15 der Angriff für diese Nacht eingestellt.

Übersetzt und entnommen aus: „After Action- Report“

11. Armored Division 1.3. – 31.3.1945

Date; 10. August 1945 - Secret

D A S E N D E

Die Alliierten stehen auf deutschem Boden

Es gibt keine Front mehr. Die Schlacht im Westen ist geschlagen. Der Krieg ist entschieden. Ob noch weitere deutsche Soldaten knapp vor dem Ende ihr Leben lassen hängt von Euch ab.

Entweder der Einmarsch nach Deutschland geht weiter - unter dem Trommelfeuer der alliierten Artillerie, den Bombenteppichen und der ganzen grauenvollen Verwüstung, die Ihr in Westfrankreich erlebt hat -

Oder der Einmarsch nach Deutschland geht weiter - geordnet und diszipliniert, in ein Land, dem die Schrecken des Krieges auf eigenem Boden, die letzten, nutzlosen Opfer an Menschenleben erspart geblieben sind.

Der Krieg steht knapp vor dem Ende. Die Entscheidung ist gefallen. Aber die Entscheidung über die Zukunft, die Entscheidung darüber ob Tod und Verwüstung noch weitergehen sollen - diese Entscheidung liegt selbst bleibt Euch.

Tote Deutsche und Amis.

Die sogenannte „alte Kyll“, eine Wiese zwischen Niederbettingen, Kyll und dem Ort Bolsdorf wurde den Amerikanern beim Vormarsch Richtung Kyllstellung zum Verhängnis. Sie erlitten hier große Verluste. Die toten Amis waren in Schenten in Schuppen aufgestapelt, wo sie noch nach Tagen lagen und dann später abgeholt wurden. Noch nach Wochen fand man tote deutsche und amerikanische Soldaten im Gelände der Kyll.

Nachdem die amerikanischen Truppen abgezogen waren, begann eine dornenvolle Zeit. Die Bilanz aus diesem sinnlosen Krieg für Niederbettingen war schlimm: zwölf gefallene Väter und Söhne, zwei gefallene Zivilpersonen und fünf Vermißte.

N.B.: Das Nachwort zu den Kämpfen in der Region Gerolstein, Roth, Niederbettingen, Hillesheim stammt aus den „Bolsdorfer Hefte“.

War es eine Versuchung, eine Vorahnung, dass der Weg bis zur Heimkehr ein recht langer, beschwerlicher und gefahrvoller sein wird? Vielleicht für Jahre hinter Stacheldraht?

In der Aussichtslosigkeit und Ruhelosigkeit, ständigem vor und zurück, sowie dem verständnislosen „nicht versorgt werden“ speziell mit Waffen und Verpflegung, wir hatten keine Möglichkeit zur Panzerbekämpfung, keine Hand-Granaten, kein Gewehrgranatgerät zur indirekten Störung der Angriffe obwohl dies alles in der Ausbildung geübt wurde, sollten aber den Gegner aufhalten und das Heimatland verteidigen, In dieser Lage sprach mich vertraut ein Kamerad mit dem Vorschlag an: „mit Ihm abzuhaufen. Es sind ja nur 100 km bis in meine Heimat“! Mit der Überlegung dass hinter der Front die Überwachung durch Wehrmachtsstreifen, sogenannter „Kettenhunde“ nach Deserteuren und sich als „Versprengte“ ausgebende Wehrmachtsangehörige viel zu stark sei und zu riskant, zu dem die Mosel am Unterlauf, also an der breitesten Stelle zu überwinden sei habe ich sofort strickt ablehnt. Und ein Überlaufen einfach so?

Ich hätte das nie getan. Dazu braucht es Mut wo man hinrennt. Zum Gegenüber? Wer weiß ob man ihn erreicht. Es könnte falsch verstanden sein! Man wird von vorn beschossen, oder es wird nachgeschossen von den eigenen Kameraden. Dazu bestand im 3. Reich Sippenhaftung. Eltern und Geschwister in Gefahr bringen?

Ich wollte auch meine Kameraden nicht im Stich lassen mit denen ich zusammen war und hätte das als Feigheit, Unkameradschaftlichkeit, Bruch des Fahneneides betrachtet und mich geschämt später einen Kameraden zu treffen den ich schändlich im Stich gelassen hatte, wo doch Jeder dringend in den sowieso dezimierten Kompanien und der gewaltigen Übermacht benötigt wurde.